



universität  
wien

# MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Wahl: Verwandtschaft. Endogame Strukturen in den  
Erzählungen Adalbert Stifters“

verfasst von / submitted by

Madeleine Butschety, BA MA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2021 / Vienna 2021

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

A 066 817

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Masterstudium Deutsche Philologie

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Arno Dusini



**Wahl: Verwandtschaft.**  
**Endogame Strukturen in den Erzählungen Adalbert Stifters**

von  
Madeleine Butschety

Mai 2021



## Danksagungen

Sollte man den Entstehungszeitraum dieser Masterarbeit mit einem Motto versehen, so wäre es wohl zweifelsohne, dass im Leben oftmals einiges anders kommt als man denkt. Es ist mir daher ein über das normale Maß hinaus dringendes Anliegen, mich an dieser Stelle bei meinem Betreuer Arno Dusini zu bedanken, der während dieser Zeit und trotz aller unerwarteten Ereignisse nicht aufgehört hat an dieses Projekt (und seine Fertigstellung) zu glauben. Ich möchte ihm für seine Geduld, seinen Einsatz und seine Expertise ganz herzlich danken, für kurzfristige und langfristige Termine wann immer ich sie gebraucht habe, für seine hilfreichen Fragen und Kommentare, die meine Gedanken in geordnete Bahnen gelenkt haben; und für die Entwicklung telepathischer Fähigkeiten in der Abschlussphase dieser Masterarbeit.

Mein Dank gilt außerdem all jenen Lehrenden am Institut für Germanistik, die mich in verschiedenen Phasen meines Studiums begleitet und mich in ihren Seminaren mit spannenden Themen vertraut gemacht haben, die mir Inspiration für mindestens noch zwanzig Masterarbeiten lieferten. Danke auch an alle Studienkollegen, die ich im Laufe der Jahre näher kennenlernen durfte, für gute Diskussionen und/oder einfach nur Zuhören, gemeinsame Entwicklungen und (im besten Fall sogar) ihre Freundschaft – insbesondere Astrid, Evelyn und Jasmin.

Dass diese Masterarbeit heute fertig ist, verdankt sich nicht zuletzt auch dem Umstand, dass der Betreuer meiner Dissertation an der Universität Graz stets Verständnis dafür gezeigt hat, wenn meine Gedanken mal wieder um Literaturwissenschaft gekreist sind. In diesem Sinne möchte ich mich bei Edgar für sein Entgegenkommen und sein ganz grundsätzliches Vertrauen in mich und meine Arbeit bedanken.

Diese Danksagungen enden so dringlich, wie sie begonnen haben, mit großem Dank, diesmal an meine Familie – an meinen Vater und Katarina dafür, dass sie sich von meiner Begeisterung für Germanistik stets haben anstecken lassen und mich ohne Punkt und Komma von verschiedensten Themen haben reden lassen, für ihre interessierte Anteilnahme und Unterstützung; – und an meine Mutter, die meine Begeisterung für Literatur von Kindesbeinen an gefördert, wo nicht sogar initiiert hat.



# Inhaltsverzeichnis

|  |           |
|--|-----------|
| <b>Einleitung</b>  | <b>2</b>  |
| <b>1 Endogame Verbindungen und die Macht der Familie</b>                       | <b>4</b>  |
| 1.1 Endogamie aus soziologischer Sicht . . . . .                               | 4         |
| 1.1.1 Verwandtschaftsstrukturen nach Lévi-Strauss (1949) . . . . .             | 7         |
| 1.1.2 Ehekonventionen im 19. Jahrhundert . . . . .                             | 9         |
| 1.2 Endogamie in den Stifter'schen Erzählungen . . . . .                       | 10        |
| 1.2.1 Die Wahl und der Wille der Väter . . . . .                               | 13        |
| 1.2.2 Familiengeschichtliche Schemata: Realisierung und Reproduktion . . . . . | 21        |
| 1.2.3 Exkurs I: Doppelte Väter und halbe Mütter . . . . .                      | 27        |
| <b>2 Kultivierungsprozesse</b>   | <b>41</b> |
| 2.1 Expositionen . . . . .   | 41        |
| 2.2 Kultivierung als Ent-Individualisierung . . . . .                          | 50        |
| 2.2.1 Veränderungen anhand der Dinge . . . . .                                 | 51        |
| 2.2.2 Die Bedeutung und Rolle der (Hilfs-)Wissenschaften . . . . .             | 62        |
| 2.2.3 Auflösung im Familienkollektiv . . . . .                                 | 69        |
| 2.3 Exkurs II: Gelungene und gescheiterte Kultivierungsversuche . . . . .      | 77        |
| <b>3 Ethik? Norm? Krise! Das <i>sanfte Gesetz</i></b>                          |           |
| <b>im Kontext der Analyse endogamer Strukturen</b>                             | <b>80</b> |
| 3.1 Das <i>sanfte Gesetz</i> als ethische Norm . . . . .                       | 81        |
| 3.2 Krise der Familie – Krise der Kunst? Defektive Schnittstellen . . . . .    | 84        |
| <b>Abschließende Bemerkungen</b>   | <b>90</b> |
| <b>Bibliographie</b>   | <b>93</b> |
| <b>Anhang: Zusammenfassung</b>   | <b>97</b> |

# Einleitung

„Angehörige sind ein großes Glück und ein großes Unglück.“

... aus Adalbert Stifter *Die Schwestern* (1845)

Das *sanfte Gesetz*, wie Adalbert Stifter es in seiner *Vorrede* zum Erzählband *Bunte Steine* (1853) definiert, proklamiert die kleinen, unscheinbaren und immer gleichen Abläufe und Phänomene der Natur als das eigentlich welterhaltende Prinzip. Ferner wird dort eine Verschränkung zwischen dem natürlichen und dem kulturellen Raum postuliert. In den sonst meist unbeachteten Ereignissen liegt die Wahrheit und Gesetzmäßigkeit nicht nur der Natur, sondern auch eines gegliederten, sittsamen Zusammenlebens der Menschen innerhalb einer Gesellschaft. Eingehende Betrachtung stets wiederkehrender Vorgänge der organischen wie menschlichen Sphäre erweist sich als entscheidender Faktor des *sanften Gesetzes* in einem poetologischen Sinn. In drei späten Erzählungen Stifters, *Nachkommenschaften* (1864), *Der Kuß von Sentze* (1866) und *Der fromme Spruch* (1869) sowie in dem bereits 1844 erstmals erschienenen Werk *Der Hagestolz* findet sich dieses Axiom der strikten Weiterführung des Bestehenden auf spezielle Weise umgesetzt – konkret werden endogame Ehen angestrebt und am Ende auch geschlossen. Eine gewisse Kontinuität im Sinne genetischer Persistenz, als auch in Bezug auf den Erhalt (materieller wie ideeller) familiärer Güter scheint damit gewährleistet, jedoch wirft sich unweigerlich die Frage nach latenten Gründen und impliziten Konsequenzen auf. Die Antwort auf diese Frage wird in der Analyse dieser Masterarbeit anhand jenes Motivs gegeben, das sich wie ein roter Faden durch alle vier Werke zieht: der Genealogie.

Im ersten großen Abschnitt wird der Begriff der Endogamie zunächst unter einem soziologischen Blickwinkel beleuchtet. Einer vagen Definition von Familie folgt in Kapitel 1.1.1 eine Zusammenfassung der für diese Untersuchung wichtigsten Thesen aus Claude Lévi-Strauss' *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* (1949), die sich mit erlaubten und unerlaubten ehelichen Verbindungen bzw. Regelungen der Ehekonventionen in unterschiedlichen menschlichen Kulturen auseinandersetzen. Kapitel 1.1.2 beinhaltet einen konzisen Abriss der Heiratsnormen und -verbote im 19. Jahrhundert. Am Beginn von Kapitel 1.2 steht eine schematische Analyse formaler Faktoren, welche die hier diskutierten Erzählungen Stifters von anderen des Autors unterscheiden. Anschließend wird in den Kapiteln 1.2.1 und 1.2.2 argumentiert, dass und inwiefern die Wahl der Ehepartnerinnen im Grunde nur auf dem Willen der Väter (oder der jeweiligen Vaterfigur aus der Elterngeneration) basiert und nicht auf individuelle Neigungen der Protagonisten selbst zurückzuführen ist. Es wird gezeigt werden, dass in Bezug auf die endogamen Eheschließungen im wesentlichen zwei Muster vorherrschen. Entweder handelt es sich um die Umsetzung bereits in der Elterngeneration intendierter, aber gescheiterter Ehevorhaben; oder ein in der Familiengeschichte schon bestehendes Eheschema wird reproduziert. Die Protagonisten fügen sich den patrimonialen Vorgaben und Vorstellungen nicht zuletzt (mehr oder minder) gezwungenermaßen bereitwillig, weil in den dysfunktionalen Familienstrukturen kein

mütterliches Gegengewicht existiert oder komplett im Abseits gehalten wird. Der erste Exkurs dieser Masterarbeit in Kapitel 1.2.3 widmet sich jener Leerstelle 'Mutter' und bezieht dabei auch ähnliche defekte familiäre Gefüge aus anderen Erzählungen Stifters in die Analyse mit ein.

Der zweite große Abschnitt wird sich mit der Genese der Protagonisten detailliert auseinandersetzen. In Kapitel 2.1 werden zum einen die Wendepunkte illustriert, an denen man die Protagonisten zu Beginn antrifft; zum anderen werden die Gründe und Ursprünge der familiären Krisen sowie der gesellschaftlichen Handlungsunfähigkeit erläutert. Der Prozess, welcher von den Vertretern der Kindergeneration durchlaufen werden muss, um ihre jeweilige Familie diesem ungünstigen Zustand zu entheben, wird in dieser Masterarbeit (in Analogie zum Begriff aus der Biologie bzw. Botanik) als 'Kultivierung' bezeichnet. In Kapitel 2.2 wird dargestellt, inwiefern diese Kultivierungsprozesse zugleich als Prozesse der Ent-Individualisierung zu deuten sind. Emotionale Aspekte dieser Entwicklung werden in den einzelnen Werken nur an der Oberfläche überhaupt greifbar – konkret können sie lediglich anhand von Veränderungen, die mit alltäglichen Dingen geschehen, oder anhand von Änderungen alltäglicher Abläufe abgelesen werden; wie in Kapitel 2.2.1 gezeigt wird. Bestimmte Wissenschaften, die als Hilfswissenschaften instrumentalisiert werden, ebnen den Protagonisten den Weg zu genealogisch motivierten Einsichten und damit zur Loslösung von ihren individuellen Neigungen. Die Zusammenhänge zwischen den Hilfswissenschaften und der Genealogie werden in Kapitel 2.2.2 diskutiert. Schließlich befasst sich Kapitel 2.2.3 spezifisch mit den Momenten der (endgültigen) Auflösung der Individualität der Protagonisten in ihrem jeweiligen familiären Kollektiv. Im zweiten Exkurs in Kapitel 2.3 werden die Kultivierungsversuche der 'braunen Mädchen', wie sie in *Kazensilber* (1853) und *Der Waldbrunnen* (1866) vonstattengehen, konzise untersucht und im Kontext dieses Themenabschnitts gedeutet.

Im dritten und letzten großen Abschnitt dieser Masterarbeit werden die bis dahin gewonnenen Erkenntnisse mit dem Prinzip des *sanften Gesetzes* in Verbindung gebracht. Für *Der Kuß von Sentze* und *Der fromme Spruch* wird in Kapitel 3.1 gezeigt, dass das *sanfte Gesetz* in diesen Werken als ethische Norm bzw. Handlungsanleitung für die Protagonisten funktionalisiert wird, um die Umsetzung des Willens der Elterngeneration zu befördern. Die dem *sanften Gesetz* ebenfalls inhärenten Definition von Kunst wird in ihrer Tragweite für die Analyse dieser Masterarbeit in Kapitel 3.2 diskutiert. Dabei wird veranschaulicht, wie das Prinzip des Immergleichen in der Kunst den Familien als Ausweg aus ihrer Krisensituation dienlich ist, die Kunst selbst jedoch in eine Krise stürzt.

Abschließend werden die in dieser Masterarbeit erlangten Erkenntnisse zusammengefasst und es wird ein Ausblick auf weiterführende Forschung gegeben.

# 1 Endogame Verbindungen und die Macht der Familie

Der erste große Abschnitt dieser Masterarbeit befasst sich mit dem Thema Endogamie aus zwei unterschiedlichen Perspektiven. In Kapitel 1.1 wird zunächst eine konzise Darstellung der Materie aus Sicht der Soziologie gegeben. Einer (aus Gründen, die an gegebener Stelle erläutert werden) vagen Definition von Familie und Verwandtschaft folgt in Kapitel 1.1.1 eine Zusammenfassung der im Rahmen dieser Masterarbeit relevanten Erkenntnisse aus Claude Lévi-Strauss' *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* (1949). Anschließend wird in Kapitel 1.1.2 die rechtliche Situation in Hinblick auf konsanguine Eheschließungen im 19. Jahrhundert (d.h. zur Entstehungszeit der hier diskutierten Erzählungen Adalbert Stifters) erläutert soweit diese für die Analyse in dieser Masterarbeit von Relevanz ist.

*Der Kuß von Sentze* (1866), *Nachkommenschaften* (1864), *Der fromme Spruch* (1869) und *Der Hagestolz* (1844) – also eben jene Werke Stifters, welche die Grundlage der argumentativen Auseinandersetzung bilden – werden in Kapitel 1.2 mit Fokus auf die familiären Konstellationen, die in den einzelnen Texten vorherrschen, eingehend untersucht. Kapitel 1.2.1 befasst sich mit der Frage, welche Rolle die (Ersatz-)Väter bei der Partnerwahl der Kindergeneration spielen. Wie anschließend in Kapitel 1.2.2 argumentiert wird, haben wir es nämlich in allen vier hier primär besprochenen Werken Stifters mit väterlicherseits arrangierten Ehen zu tun. Die Kindergeneration hat, wie gezeigt werden wird, in dieser Hinsicht kaum Mitspracherecht oder gar Wahlfreiheit. Ferner soll in diesem Kapitel illustriert werden, welche Bedeutung den konsanguinen Verbindungen aus genealogischer Sicht zukommt. Anhand der Darlegung wird evident werden, dass es sich bei den Heiratswünschen der Elterngeneration lediglich um eine Übertragung der eigenen, in ihrer Realisierung gescheiterten ehelichen Wunschvorstellungen auf die nachfolgende Generation handelt. In diesem Kontext wird besonderes Augenmerk auf das Zusammenspiel bzw. die wechselseitige Beeinflussung von verzögerter Realisierung und schematischer Reproduktion zum einen, und dysfunktionalen Familienstrukturen zum anderen, gelegt. Der erste große Abschnitt dieser Masterarbeit schließt mit einem Exkurs in Kapitel 1.2.3, in dem das Ungleichgewicht zwischen (verdoppelten) väterlichen und (reduzierten) mütterlichen Vorkommen innerhalb der familiären Gefüge genauer untersucht wird – dafür werden auch andere Erzählungen Stifters in die Überlegungen miteinbezogen.

## 1.1 Endogamie aus soziologischer Sicht

In diesem Kapitel wird in Heranführung an die nachstehende literaturwissenschaftliche Analyse zunächst der soziologische wie juristische Rahmen in Bezug auf Endogamie bzw. Verwandtenehe erläutert. Kapitel 1.1.1 widmet sich einigen grundlegenden Erkenntnissen aus Claude Lévi-Strauss' *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* (1949). Der Fokus dieser Darstellung liegt auf verallgemeinerbaren bzw. verallgemeinerten Einsichten; Einzeldarstellungen aus den

konkreten Untersuchungen von Heiratskonventionen in verschiedenen Völkern und Volksstämmen können nicht berücksichtigt werden. Die Frage nach erlaubten bzw. verbotenen Eheschließungen in Hinblick auf Verbindungen zwischen nahen Verwandten wird anschließend in Kapitel 1.1.2 verhandelt, in welchem auch die (teilweise) divergierenden Ansichten und Normen von Kirche und Staat in diesem Zusammenhang dargelegt werden. Vorab sei festgehalten, dass es sich bei den nachstehenden Ausführungen lediglich um eine repräsentative Einführung in das Thema 'Endogamie' handelt, die hinsichtlich ihres Umfangs und ihrer Auswahl keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Die folgenden Erörterungen sind dementsprechend konzise gestaltet und zielen ausschließlich darauf ab, eine überblicksartige Beschreibung des Gegenstands zu liefern.

Bevor wir uns jedoch dem eigentlichen Thema dieses Kapitels, der Verwandtenehe, widmen, erscheint es sinnvoll, eine vage Definition von Familie zu bemühen – vage muss diese einerseits schon allein deshalb bleiben, weil Verwandtschaft und Ehe auf paradoxe Weise miteinander verbunden sind. So konstatiert Lévi-Strauss (1973), dass „eine Verwandtschaftsstruktur, so einfach sie sein mag, niemals anhand der biologischen Familie konstruiert werden kann, die aus dem Vater, der Mutter und ihren Kindern besteht, sondern daß sie stets eine von Anfang an gegebene Ehebeziehung impliziert.“<sup>1</sup> Andererseits wird eine spezifische Beschreibung durch die Tatsache erschwert, dass der Begriff der Verwandtschaft je nach Blickwinkel der einzelnen Wissenschaften variiert. Betrachten wir diesen Terminus z.B. gleich eingangs aus linguistischer und damit aus sehr abstrakter Perspektive, so lässt sich festhalten, dass 'verwandt'-sein sich nicht in allen Sprachen und – in wechselseitiger Abhängigkeit – somit auch nicht in allen Kulturen auf analoge (im Sinne von: immergleiche) zwischenmenschliche Beziehungen bezieht. Die interkulturelle Untersuchung in Jones (2004) bringt die Definition des Verwandtschaftsbegriffs mit vier Aspekten in Zusammenhang, die wiederum mit Gesellschaftsbildung an sich korrespondieren. Die genealogische Distanz zwischen Personen sowie soziale Rangordnungen und Gruppenzugehörigkeit an sich spielen eine Rolle. Zugleich (bezieht man Beziehungen zwischen verschwägerten Personen miteinander) sind auch Austausch bzw. Reziprozität von Bedeutung.<sup>2</sup> In diesem Kontext kann angenommen werden,

[...] dass die kulturelle Variabilität von Verwandtschaftsterminologien im Kern auf fundamentale und kulturübergreifende Mechanismen der Beziehungsgestaltung zurückgeht, die sich aus sozio-biologischen und evolutionsbiologischen Überlegungen ableiten lassen und grundlegend für eine Psychologie sozialer Beziehungen sind. Sprachliche Variationen [...] widerspiegeln demnach die spezifischen Lebensbedingungen und Anforderungen der jeweiligen Kultur.<sup>3</sup>

<sup>1</sup>Claude Lévi-Strauss: *Strukturelle Anthropologie II*. [*Anthropologie Structurale deux* 1973]. Übersetzt von Eva Moldenhauer, Hanns Henning Ritter und Traugott König. Frankfurt am Main: suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1992, S. 99 (=stw 1006)

<sup>2</sup>Reziprozität meint hier das subjektive Gefühl einer ausgeglichenen, fairen Beziehung, welches sich mittels wechselseitiger Abhängigkeiten und Austauschprozessen zwischen zwei (oder mehreren) Menschen konstituiert.

<sup>3</sup>Franz J. Neyer und Frieder R. Lang: Psychologie der Verwandtschaft. In: *Psychologische Rundschau* 64 (3), 2013, S. 143

Darüber hinaus bleiben der Definition von Verwandtschaft auch deshalb einige Variablen inhärent, weil sie sich als subjektives Gefühl nicht nur auf blutsverwandte Personen erstreckt, sondern zugleich auch sogenannte ‘wahlverwandte’ Beziehungen – wie z.B. sehr enge Freundschaften oder nicht-eheliche Lebensgemeinschaften – umfasst; und nicht zuletzt durch Eheschließung zwischen zwei genetisch nicht verwandten Personen innerhalb eines offiziellen Rahmens hergestellt wird – endogame Verbindungen ausgenommen.<sup>4</sup>

Aus historischer Sicht hat sich in der westlichen Gesellschaft jenes familiäre Konstrukt, das man heute unter dem Terminus ‘Klein-,’ oder ‘Kernfamilie’ subsummiert, aus dem Modell des ‘ganzen Hauses’ heraus entwickelt.<sup>5</sup> Für diese Verschiebung der Konventionen des familiären Zusammenlebens werden sowohl die Industrialisierung, als auch damit einhergehende tiefgreifende gesellschaftliche und politische Veränderungen verantwortlich gemacht. Im Verlauf dieses Prozesses geriet die Familie als Produktionseinheit (wie sie vor allem in den ländlichen Bereichen vorherrschend war) zunehmend aus dem Blickfeld bzw. büßte – nicht zuletzt durch die Verlagerung der Arbeitsstätten in den urbanen Bereich bzw. in Fabriken – nach und nach an Bedeutung ein. Die konkreten Ursachen und Beweggründe mögen mannigfaltig gewesen sein. Es ist jedoch nicht das erklärte Ziel dieses Kapitels oder gar dieser Masterarbeit insgesamt, eine erschöpfende Darstellung eines sich transformierenden Familienbegriffs zu geben. Daher sei an dieser Stelle lediglich noch erwähnt, dass Familie bzw. Verwandtschaft durch die obig beschriebenen Prozesse in zunehmendem Maße im Kontext einer sich ebenfalls bzw. insgesamt im Wandel befindlichen Gesellschaft gedacht, verstanden und vor allem gelebt werden musste.

Der Familien- und Verwandtschaftsbegriff scheint (sofern man zusammenfassend doch eine Definition wagen möchte) also vor allem zwei Dimensionen anzugehören, welche beide auf Reproduktion rekurrieren. Auf der einen Seite steht naturgemäß die biologische Reproduktion, auf der anderen jene einer bestehenden sozialen Ordnung. So kann die Familie als ein „Konstruktionsprinzip“ verstanden werden, „das den Individuen zugleich [...] immanent und, da es ihnen in Gestalt der Objektivität aller anderen entgegentritt, transzendent ist [...]“<sup>6</sup> Ein wichtiger Punkt, der in diesem Zitat gewissermaßen nur en passant erwähnt wird, ist, dass dem Konstrukt der Familie eben auch ein Moment der Konstruktion innewohnt. Folglich sieht man sich in Hinblick auf die beiden Dimensionen mit einer (mehr oder minder) naturgegebenen Einheit oder Gemeinschaft von Individuen konfrontiert, welche nicht zuletzt in einem größeren Zusammenhang (und hierbei vor allem in Bezug auf die Genealogie<sup>7</sup>) gedacht aber auch arti-

---

<sup>4</sup>Zum Begriff der ‘Wahlverwandtschaft’ vgl. Nina Jakoby: *(Wahl-)Verwandtschaft. Zur Erklärung verwandtschaftlichen Handelns*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH 2008, sowie darin enthaltene bibliographische Angaben.

<sup>5</sup>vgl. dazu z.B. Rüdiger Peukert: *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien <sup>8</sup>2008, S. 12-17

<sup>6</sup>Pierre Bourdieu: Familiensinn. In: Ders. *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1998, S. 129

<sup>7</sup>vgl. dazu Elisabeth Timm: ‘Meine Familie’. Ontologien und Utopien von Verwandtschaft in der populären Genealogie. In: *Zeitschrift für Volkskunde* Jahrgang 109 (2), 2013, S. 161-180

fizielle Züge in sich trägt. Kurzum könnte man Familie als etwas sowohl gegebenes, als auch gemachtes beschreiben. Bemerkenswerterweise definiert sich die Gegebenheit hier nicht zuletzt aus der Gemachtheit heraus; und das sogar in zweierlei Hinsicht. Zum einen wird die Familie durch Eheschließungen erzeugt, erweitert, werden zwei sich (mitunter) schon zuvor als Familie verstehende Einheiten miteinander verwoben. Zum anderen wird in der Natur nicht geregelt, bis zu welchem Verwandtschaftsgrad überhaupt unbedingt von einer familienartigen Gemeinschaft oder Linie gesprochen werden muss. Welche Personen einem Konstrukt 'Familie' also zuzurechnen sind und welche nicht, bleibt – über Individuen und Zeiten hinweg – höchstens in einem genetischen Sinne und somit äußerst unzureichend vorhersagbar.

Ebenso uneindeutig bzw. soziohistorischen Transformationen unterworfen ist der Begriff der Endogamie. Was als Verwandtenehe zählt – im Sinne verwandtschaftlicher Grade – und was nicht, ist keine wie auch immer geartete (d.h. kulturelle oder geschichtliche) Konstante. Ihre gesellschaftliche Brisanz haben konsanguine Verbindungen aber jedenfalls zu keiner Zeit komplett eingebüßt. Die nachstehenden Kapitel 1.1.1 und 1.1.2 werden sich nun genauer mit dieser prekären Form ehelicher Konstellationen auseinandersetzen.

### **1.1.1 Verwandtschaftsstrukturen nach Lévi-Strauss (1949)**

In seinem kulturalanthropologischen Werk *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*, das 1949 erstmals publiziert wurde, befasst sich Claude Lévi-Strauss mit Ehe- bzw. Eheschließungskonventionen verschiedener Völker im Kontext der Endogamie. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf erlaubten und verbotenen Verbindungen in Bezug auf die Verwandtschaftsgrade der beiden zu verheiratenden Personen. Die primäre Frage sei

nicht, ob es Gruppen gibt, die Heiraten erlauben, welche andere verbieten, sondern vielmehr, ob es Gruppen gibt, bei denen überhaupt kein Heiratstypus verboten ist. Die Antwort darauf ist absolut negativ, und zwar in doppelter Weise: zum einen, weil Heirat niemals zwischen allen nahen Verwandten erlaubt ist, sondern nur zwischen bestimmten Kategorien [...]; zum anderen, weil diese konsanguinen Ehen entweder einen vorübergehenden oder rituellen Charakter oder einen offiziellen und dauerhaften Charakter haben, im letzteren Fall jedoch das Privileg einer sehr eingeschränkten sozialen Kategorie bleiben.<sup>8</sup>

Lévi-Strauss' Untersuchung ist eine wesentliche Einsicht vorangestellt. Es ist gewissermaßen notwendig anzuerkennen, dass Verwandtenehen – vor allem in ihrer patrimonial organisierten Form – in verschiedensten Kulturen bzw. Subkulturen keine Ausnahmeerscheinungen darstellen, sondern dass derartigen Konstellationen Prinzipien zugrunde liegen, welche auf den physischen oder psychischen bzw. ideellen Bestand einer gruppenartigen Gemeinschaft abzielen.

---

<sup>8</sup>Claude Lévi-Strauss: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. [*Les structures élémentaires de la parenté* 1949]. Übersetzt von Eva Moldenhauer. Frankfurt am Main: suhrkamp taschenbuch wissenschaft<sup>4</sup>2017 (=stw 1044), S. 53

Der jeweiligen Kultur obliegt dabei die Funktion, „den Zufall durch Organisation zu ersetzen“<sup>9</sup>, d.h. diese Form des Weiterbestehens anhand bestimmter (positiver wie negativer, also ‘erlaubt’ versus ‘verboten’) Normen und Konventionen zu regeln und zu regulieren. Welche ehelichen Verbindungen entlang einer endogamen Linie innerhalb eines Clans oder schlicht gesellschaftlichen Kollektivs zugelassen werden und welche nicht, verkörpert eine Spielart derartiger Normierung und Regulierung. Hierbei muss zwischen zwei Ausprägungen der konsanguinen Heirat unterschieden werden. Erstens die Endogamie an sich, die sich als Verpflichtung eines Individuums definiert, ein anderes Individuum aus derselben Gruppierung zu ehelichen. Zweitens existieren ferner sogenannte Präferenzheiraten, bei denen zwei Individuen miteinander verheiratet werden, die zueinander in einem bestimmten verwandtschaftlichen Verhältnis stehen.<sup>10</sup> Beide Varianten bleiben hinsichtlich etwaiger Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Gesellschaft äußerst restringiert, denn das konsanguine Modell braucht nur

eine Unterbrechung zu erfahren, damit die allgemeine Zusammensetzung der Population so wiederhergestellt wird, wie sie auf der Grundlage der »Pangamie« vorauszusehen war. Archaische Ehen zwischen Blutsverwandten sind also ohne Einfluß; sie wirken sich lediglich auf die unmittelbar folgenden Generationen aus. Doch dieser Einfluß ist seinerseits eine Funktion der absoluten Dimension der Gruppe.<sup>11</sup>

Endogame Eheverbindungen bewirken also weniger eine unwiderrufliche gesellschaftliche bzw. gesellschafts-statistische Veränderung; ihr Stellenwert ist eher danach zu bemessen, ob und in welchen Konstellationen, aber auch Funktionen – z.B. alternierender Tausch, Aufbau oder Aufrechterhaltung bestimmter Beziehungen<sup>12</sup> – sie innerhalb einer objektiv definierten Gemeinschaft überhaupt vorkommen.

Lévi-Strauss (1949) konstatiert der öffentlichen Meinung zu konsanguinen Ehen eine gewisse Unbeständigkeit, welche wiederum von Kultur zu Kultur variiert. Insgesamt kann kulturenübergreifend divergierenden Anschauungen zum Trotz jedoch festgehalten werden, dass „[d]er Inzest [...] eher sozial absurd als moralisch verurteilenswert [ist].“<sup>13</sup> Doch nicht nur erscheint er zwischenmenschlich betrachtet als abstrus, sondern auch in Hinblick auf biologische Kriterien. Möglicherweise resultieren dahingehende regulative Beschränkungen nicht zuletzt aus Erkenntnissen, die unter diesen beiden Blickwinkeln gewonnen wurden. Somit verwundert es nicht, dass – zumindest in der westlichen Kultur – verschiedenste Institutionen sich bemühten (und immer noch bemühen), den Grad des Erlaubten nach dem Grad der Verwandtschaft zu

---

<sup>9</sup>Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft (2017), S. 81

<sup>10</sup>Man könnte somit zwar manche der in den hier relevanten Werken Adalbert Stifters geschlossenen Ehen als Präferenzehen klassifizieren, allerdings wird in dieser Masterarbeit durchgängig der Begriff der Endogamie verwendet, da dieser allgemeiner ist und in seiner Definition auf alle ehelichen Verbindungen zutrifft, welche Gegenstand der Diskussion sein werden.

<sup>11</sup>Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft (2017), S. 61

<sup>12</sup>vgl. dazu Lévi-Strauss’ Kommentar, dass „[...] das Band der Gegenseitigkeit, das die Heirat knüpft, [...] nicht zwischen Männern und Frauen [besteht], sondern zwischen Männern vermittelt Frauen, die lediglich den Hauptanlaß dieser Beziehung bilden.“ (Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft [2017], S. 190)

<sup>13</sup>Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft (2017), S. 648

definieren. Das nachstehende Kapitel 1.1.2 wird sich nun einem kurzen historischen Abriss der diesbezüglichen eherechtlichen Situation zu Zeiten der Entstehung der in dieser Masterarbeit analysierten Stifter'schen Werke widmen.

### 1.1.2 Ehekonventionen im 19. Jahrhundert

Die Regelung von Verwandtenehen obliegt im 19. Jahrhundert in erster Linie zwei Institutionen, welche diese recht unterschiedlich handhaben und dadurch miteinander konfliktieren: Kirche und Staat. Welche Personen bzw. welche Personenkreise als verwandt anzusehen sind und welche nicht, wird von klerikaler wie profaner Seite her verschieden definiert. Gemeinsam ist ihnen allerdings, dass „[d]er den Eheverboten zugrunde liegende Kirchen- und zivilrechtliche Verwandtschaftsbegriff“ losgelöst davon determiniert ist, „ob es sich um eine gelebte oder in bestimmten Situationen aktivierte und aktualisierte, den Beteiligten also bewusste Verwandtschaftsbeziehung handelte. Was einzig zählte, waren die genealogisch rekonstruierbaren Verwandtschafts- und Schwägerschaftsgrade.“<sup>14</sup> Die katholische Kirche dehnt den Personenkreis verbotener potentieller Ehepartner auch auf sogenannte 'geistliche' Verwandte aus, also z.B. Menschen, mit denen man bereits durch eine Form der Patenschaft in Verbindung steht. Nichts desto weniger lässt sich für die Zeit ab ca. der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Anstieg an Verwandtenehen verzeichnen, namentlich finden zumeist Eheschließungen zwischen Cousins und Cousinen statt. Zunächst vor allem im bäuerlichen, aber auch im adeligen Milieu mit dem vordergründigen Zweck der Besitzerhaltung oder -erweiterung vorzufinden, ist im weiteren Verlauf der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch im gesellschaftlichen Bereich des Bürgertums ein Anstieg derartiger Eheschließungen zu verzeichnen.

Während im staatlichen Kontext „die verbotenen Grade vielfach früher als im katholischen Kontext reduziert wurden“ – so können z.B. schon „in der Frühphase der Reformation [...] Ehen zwischen Cousins und Cousinen ersten Grades ohne Weiteres eingegangen werden“<sup>15</sup> –, bedarf es im kirchlichen Rahmen eines Dispenses, um eine solche Ehe eingehen zu können; also einer schriftlich zu tätigenen Eingabe unter Angabe von Gründen – kurzum, eines Erlaubnisgesuchs. Ob und welche Ausnahmen von der gängigen klerikalen Regelung gemacht werden, die nebst den bereits obig erwähnten geistlichen Verwandten prinzipiell leibliche (d.h. genetisch) verwandte und verschwägte Individuen umfasst, obliegt nicht zuletzt Reglements, die von päpstlicher Seite her getroffen werden. Die Wiedereinführung einer strikteren Praxis folgt innerhalb des 19. Jahrhunderts einer Phase vorübergehender Lockerungen dieser Regelungen. 1855 wird in Österreich ein Konkordat erlassen, vermittels dessen die katholische Kirche zudem die alleinige Hoheit über alle ehelichen Belange (wieder-)erlangt. Die staatliche Dispenspraxis ist somit außer Kraft gesetzt; wer in endogamer Linie in einem offiziell unerlaubten

---

<sup>14</sup>Margareth Lanzinger: *Verwaltete Verwandtschaft. Eheverbote, kirchliche und staatliche Dispenspraxis im 18. und 19. Jahrhundert*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2015, S. 16

<sup>15</sup>*Verwaltete Verwandtschaft* (2015), S. 25

verwandtschaftlichen Grade eine Ehe eingehen will, musste auf klerikale Anerkennung etwaiger Gründe und Genehmigung hoffen.

Mit Ausnahme von *Der Hagestolz* – wo allerdings ohnehin keine blutsverwandt-endogame Ehe eingegangen wird – fallen die in dieser Masterarbeit primär diskutierten Werke Adalbert Stifters in eben diese Zeit nach 1855; entstehen also in einem historischen Kontext, in welchem konsanguine Heiraten zwar keine Seltenheit darstellen bzw. nach und nach auch in der bürgerlichen Sphäre an (wenn man so will) Popularität gewinnen, aber zugleich auch wieder strenger gehandhabt werden. In Anbetracht der Familienkonstellationen in den Erzählungen muss jedoch festgehalten werden, dass es sich bei den beiden zu verheiratenden Protagonisten zumindest in *Der Kuß von Sentze* und *Der fromme Spruch* um Verbindungen handelt, welche nicht nur fiktional-theoretisch eines Dispenses bedürfen, sondern Stifter hat dies in letzterem Werk auch tatsächlich berücksichtigt. Eine entsprechende Passage findet sich im Text. *Der Kuß von Sentze* kommt ohne dergleichen aus, wobei an dieser Stelle anzumerken ist, dass die Handlung dieses Werks zeitlich zurückversetzt stattfindet.<sup>16</sup> Die Cousins und Cousinen, die in diesen beiden Erzählungen den Bund der Ehe eingehen, entstammen dem adeligen Milieu. Ob dies in den anderen zwei Werken, *Nachkommenschaften* und *Der Hagestolz*, ebenso der Fall ist, lässt sich nicht ganz eindeutig feststellen.

Stifter greift demnach kein Sujet auf, das zur Entstehungszeit der Texte eine absolute Ausnahmerecheinung darstellt. Dennoch wirft sich in Anbetracht der Handlungsstruktur die Frage auf, welche spezifische Bedeutung der Endogamie in den Erzählungen nun eigentlich zukommt. Ist sie lediglich eine Spielart des fiktionalen Gesamtkonstrukts? Welche Rolle spielen die Familienkonstellationen dabei, die ja an sich schon bemerkenswert sind? Bleibt die Tatsache, dass konsanguine statt exogame Ehen geschlossen werden, eine reine Oberflächenerscheinung; oder wird dadurch eine tiefergreifende Botschaft vermittelt? Im folgenden Kapitel 1.2 werden erste Antworten auf diese und weiterführende Fragen gegeben.

## 1.2 Endogamie in den Stifter'schen Erzählungen

Genuin endogame Verbindungen werden zwar vorwiegend in den späten Erzählungen Adalbert Stifters – *Nachkommenschaften* (1864), *Der Kuß von Sentze* (1866) und *Der fromme Spruch* (1869) – geschlossen, jedoch weist auch das bereits 1844 erstmals publizierte Werk *Der Hagestolz* eine semi-endogame Ehekonstellation auf.<sup>17</sup> Die Eheschließung stellt in diesen Texten

---

<sup>16</sup>Die Aufzeichnungen des Protagonisten Rupert aus *Der Kuß von Sentze* beginnen Mitte April des Jahres 1846, die Handlung dieser Novelle trägt sich somit zwanzig Jahre vor der Erstpublikation zu. Zum Vergleich: Die Erzählung in *Der fromme Spruch* setzt im Jahre 1860 ein, also 'nur' neun Jahre vor der Erscheinung des Textes.

<sup>17</sup>Mit der Hanna, der leiblichen Tochter seiner Ziehmutter, ehelicht der Protagonist Victor jene weibliche Person, welche bisher die Schwesternrolle besetzt hat. Dieser quasi-verwandtschaftliche Familienstatus wird in dieser Masterarbeit als hinreichend angenommen, um die betroffene Erzählung Stifters in den Kanon der vorher genannten miteinzubeziehen.

durchgängig das (vermeintlich) geglückte Endmoment einer den gesamten Handlungsverlauf hindurch angebahnten Vereinigung dar. In den nachstehenden Kapiteln, die das Kernstück des ersten Abschnitts dieser Masterarbeit bilden, wird die substanzielle Rolle der Väter in diesem Prozess dargestellt. Konkret soll einerseits in Kapitel 1.2.1 aufgezeigt werden, auf welcher familien-strukturellen Basis die väterliche Übermacht überhaupt wirksam werden kann, und andererseits wird in Kapitel 1.2.2 erläutert, welcher subtile Zweck mit dem Unterfangen, den eigenen Sohn an eine weibliche Person aus der eigenen Verwandtschaft zu verheiraten, verfolgt wird. Kapitel 1.2.3 wird sich schließlich noch expliziter mit den jeweils vorzufindenden Familienbeständen und -konstellationen in den Werken auseinandersetzen. Zunächst wird nun allerdings noch knapp – und vorerst rein deskriptiv – dargelegt, was die relevanten Erzählungen Stifters aus formaler Sicht von anderen desselben Autors unterscheidet.

Stilistisch divergieren insbesondere *Der Kuß von Sentze* und *Der fromme Spruch* von den früheren Prosawerken des Autors. Dialoge, aber auch Schilderungen von Handlungshergängen sind durchzogen von wechselseitigen (Selbst-)Bestätigungen der Figuren – ganz so, als bedürften alltägliche Vorgänge oder der gegenseitige Umgang miteinander einer permanenten Rückversicherung. Das erste beschriebene Zusammentreffen zwischen Rupert und seinem Vater Erkambert in *Der Kuß von Sentze* geht folgendermaßen vonstatten:

Dann nahmen wir das Frühmahl ein, während dem wir fast immer schwiegen. Nach demselben sagte der Vater: „Komme um zehn Uhr, wenn es zu dieser Zeit möglich ist, in das Empfangszimmer, ich möchte Einiges mit dir sprechen.“ Ich [Rupert, Anm. M.B.] antwortete: „Ich werde kommen.“ Darauf trennten wir uns. Um zehn Uhr ging ich in das Empfangszimmer.<sup>18</sup>

Dieses formale wie formelhafte Verfahren wird innerhalb des strikten Parallelismus in *Der fromme Spruch* zwischen Dietwin und Gerlint (der älteren Generation) noch auf die Spitze getrieben. Die reziproken Beteuerungen im Dialog kumulieren in abermaliger wortgleicher Erwähnung durch den Erzähler.

„So schließen wir die Verhandlung über diesen Gegenstand [die geplante Ehe zwischen Dietwin und Gerlint der jüngeren Generation, Anm. M.B.],“ sprach die Tante. „Schließen wir sie,“ erwiderte der Oheim, „da ja doch nichts zu verhandeln ist.“ Sie schlossen, weil wirklich nichts da war, was verhandelt werden konnte.<sup>19</sup>

Doch dieser beinahe ein wenig neurotisch anmutende mutuale Versicherungsprozess kann als endogame Struktur auf einer formal-strukturellen Ebene angesehen werden, d.h. als Abfolge oder Reproduktion eines Immergleichen.<sup>20</sup> Diese textliche Gestaltungsform lässt sich über die

<sup>18</sup> Adalbert Stifter: *Der Kuß von Sentze*. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, S. 1406

<sup>19</sup> Adalbert Stifter: *Der fromme Spruch*. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, S. 1487

<sup>20</sup> Gleichzeitig lassen sich diese wechselseitigen (Rück-)Versicherungen jedoch auch als eine Art gegenseitiger Findung im Gespräch deuten; gerade in *Der fromme Spruch*. Auf diesen Aspekt wird in Kapitel 2.2.3 noch zurückzukommen sein, wo dargestellt wird, wie sich die (wenigen) Dialoge zwischen Dietwin und Gerlint der

gesamte Erzählung hinweg bei Dietwin und Gerlint (der älteren Generation) sowie ebenfalls durchwegs zwischen Rupert und dessen Vater in *Der Kuß von Sentze* vorfinden. Die zahlreichen Wechselreden Friedrich und Peter Roderers in *Nachkommenschaften* hingegen sind durch ein gewisses Moment des Verschweigens bzw. der Verschwiegenheit beider Parteien gekennzeichnet. So wird z.B. seitens der Kindergeneration weder des gemeinsamen Familiennamens Erwähnung getan, noch der täglichen Zusammentreffen Friedrich Roderers mit Peter Roderers Tochter Susanna. Zumindest ersteres wird mit einem Fingerzeig in Richtung der (gemeinsamen) Genealogie motiviert: „[... N]ach meinem Vermuten war es Anfangs Schüchternheit, und dann, als ich die Roderergeschichten kennen gelernt hatte, mochte es die Scheu gewesen sein, vorzeitig in Verwandtschaftsordnung hineingezogen zu werden, was mir Herz und Stimmung für meine jetzige Arbeit gedrückt hätte.“<sup>21</sup> Wie in Kapitel 2.2 argumentiert wird, handelt es sich bei den gegenseitigen Bestätigungen, aber auch bei der soeben dargestellten initialen Verschwiegenheit um verschiedene Stufen einer in dieser Masterarbeit als ‘Kultivierung’ titulierten Entwicklung, welche die jeweiligen Protagonisten bis hin zu ihrer eigenen Ehefähigkeit zu durchlaufen haben.

Eine bei weitem noch ausgeprägtere Form der kommunikativen Aussparung herrscht zwischen Victor und seinem Oheim in *Der Hagestolz* vor. Im Gegensatz zum vergleichsweise wortkargen jungen Friedrich Roderer aus *Nachkommenschaften*, geht die beinahe schon erdrückende Verschwiegenheit bzw. das (bildhaft gesprochen) raumfüllende Schweigen in *Der Hagestolz* vom Vertreter der älteren Generation aus.

Das Mittagessen unterschied sich von dem gestrigen Abendmahle nur darin, daß beide, Oheim und Neffe, zusammen aßen, sonst war es wie gestern: der Oheim sprach wenig, oder so viel wie nichts [...]. Auch jetzt sagte der Oheim nichts, ob, und wann er mit Victor sprechen wolle, was Dieser jeden Augenblick erwartete.<sup>22</sup>

Die Initiative des (An-)Sprechens liegt hier fast alleinig bei Victor. Erst als es daran geht, den Kultivierungsprozess (vgl. dazu die Ausführungen in Kapitel 2.2) zu beschließen, spricht der Oheim schlussendlich doch noch das bislang Unausgesprochene – mit, aber vor allem zu seinem Neffen.

Rein stilistisch betrachtet sieht man sich also in den hier diskutierten Erzählungen Stifters mit zwei Extremen konfrontiert. Einerseits mit einer (auf den ersten Blick) äußerst artifizuell anmutenden Form der Wiederholung, die sich wie konzentrische Kreise durch die gesamte Erzählung fortpflanzt. Andererseits mit einem auffallenden (Ver-)Schweigen, welches paradoxerweise im Gesamtkontingent der Handlung zu verhallen scheint. In beiden Fällen wird ein analog ausge-

---

Kindergeneration schlussendlich an jene der Elterngeneration angleichen.

<sup>21</sup> Adalbert Stifter: *Nachkommenschaften*. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, S. 1352f.

<sup>22</sup> Adalbert Stifter: *Der Hagestolz*. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 1]. München: Carl Hanser Verlag 2005, S.715

richtetes Schema bis zu einem Kumulationspunkt hin getrieben, welcher das finale Moment der Ehe-Kultivierung der Protagonisten markiert – und in beiden Fällen haben wir es mit einem selbst-repetierenden Muster zu tun, das an eben jenem Punkt entweder seine größtmögliche Realisierung findet, oder fulminant in sich zusammenbricht.<sup>23</sup> Jedenfalls aber wird in den besprochenen Werken auch stilistisch etwas bereits Vorhandenes auf sich stets gleichende bzw. gleichbleibende Weise reproduziert; ja beinahe auf sich selbst (wieder) abgebildet. Von einer endogamen Struktur kann daher nicht nur hinsichtlich der handlungsintern geschlossenen ehelichen Verbindungen gesprochen werden, sondern auch in Bezug auf die formale Ebene der Texte. Nachdem die Formalismen in diesem Kapitel vorerst hinreichend dargestellt wurden, widmen sich die nun folgenden Abschnitte der Frage nach den konkreten Motivationen pro Endogamie und contra einer exogamen ehelichen Vereinigung.

In Hinblick auf die nun folgende Analyse muss vorab noch eines mit Nachdruck festgehalten werden: Wie aus den bibliographischen Angaben ersichtlich, werden in dieser Masterarbeit ausschließlich die Ausgaben der Werke nach den Erstdrucken verwendet. Daher können sich mitunter inhaltliche Differenzen zu späteren Publikationen – zum Beispiel im Fall von *Das Haidedorf* – ergeben, welche hier jedoch keinerlei Berücksichtigung erfahren.

### 1.2.1 Die Wahl und der Wille der Väter

Den Familien(strukturen) aus den in dieser Masterarbeit diskutierten Erzählungen Adalbert Stifters ist gemein, dass sie eine gewisse Dysfunktionalität bzw. signifikante Leerstellen aufweisen.<sup>24</sup> Wir sind durchwegs mit unvollständigen Kernfamilienbeständen konfrontiert, deren fehlender Bestandteil sich entweder in der Mutter oder sogar in beiden leiblichen Elternteilen figuriert. Die Anbahnung der endogamen Verbindungen erfolgt auf Bestrebungen der Väter oder denen ihrer jeweiligen Substitute, geht aber jedenfalls (zumindest ursprünglich) nicht auf die Protagonisten selbst zurück. Im Gegenteil, wie in Kapitel 2.1 noch expliziter dargelegt wird, besteht zwischen den beiden zu verehelichenden Vertretern der Kindergeneration (in unterschiedlichem Maße und in unterschiedlicher Ausgestaltung) zunächst grundsätzlich eher eine Abneigung gegeneinander. Die Tatsache, dass am Ende dennoch Ehen geschlossen werden, ist vor allem den subtilen väterlichen Methoden geschuldet, welche umso uneingeschränkter wirken können als mütterliche Regulative absent sind oder absent gehalten werden – sei es durch vorzeitiges Ableben vor Einsetzen der Handlung oder durch handlungsinterne Aussparungsverfahren.<sup>25</sup> Defektive Familienbestände korrelieren in den Texten einerseits mit schier

---

<sup>23</sup>Letzteres nämlich genau dann, wenn schlussendlich doch noch mit gebotener Heftigkeit und mit allem gebotenen Nachdruck ausgesprochen wird, was bislang der Aussparung bzw. Verschwiegenheit zum Opfer fiel.

<sup>24</sup>Im Kontext des in diesem Kapitel untersuchten Sujets stellt *Nachkommenschaften* einen speziellen Fall vor, der am Ende gesondert behandelt wird. Soweit im Folgenden also Aussagen über die besprochenen Werke gemacht werden, betreffen diese *Nachkommenschaften* vorerst nicht.

<sup>25</sup>Der entweder gar nicht vorhanden oder lediglich sehr schwach besetzten Position der Mutter im jeweiligen Familienkollektiv scheint eine Überbesetzung der Vaterrolle diametral entgegenzustehen. Dieser Aspekt wird im

übermächtigem Willen der Väter, und andererseits mit einem Restaurationsbestreben, das sich an einem (fiktiven oder realen) Idealzustand der Familienstruktur aus der Vergangenheit orientiert.

Die Intention der Wiederherstellung des internen wie externen Familienprestiges bezieht sich jedoch keineswegs auf die Besetzung der genannten Leerstelle. Vielmehr geht es darum, vermittels der endogamen Verbindung innerhalb der Kindergeneration den Grundstein einer Art Generalsanierung des gesamten Stammbaumes vorzunehmen – denn die Familienbestände befinden sich zu Handlungsbeginn nicht nur in quantitativer Hinsicht in einem krisenähnlichen Zustand. Es zeigt sich „das Bild einer erschöpften Familie [...], die sich aus sich selbst heraus erneuert“<sup>26</sup> oder zumindest erneuern soll. Die Exposition in den einzelnen hier analysierten Werken findet sich nun derart ausgestaltet, dass dieses Revitalisierungsvorhaben nicht mehr in der Elterngeneration umgesetzt werden kann. Entweder die familiäre Konstellation erlaubt dies schlichtweg nicht, wie in *Der fromme Spruch* und *Der Hagestolz*, oder die Position der Mutter ist und bleibt eben vakant, wie in *Der Kuß von Sentze*. Zugleich bleibt es mitunter auch den schwach besetzten mütterlichen Substituten und nicht nur einer patriarchal ausgerichteten Familienorganisation geschuldet, dass der Wunsch nach Regeneration des familiären Bestandes ausschließlich von den männlichen Vertretern der Elterngeneration ausgeht.

Ogleich nur als väterliches Wunschdenken deklariert, können die endogamen Verbindungen dennoch implizit als ‘arrangierte’ Ehen angesehen werden – und zwar insofern, als die Väter bzw. ihre Substitute in den Erzählungen auf subtile Mittel zurückgreifen, um der Kindergeneration die familiengeschichtlich motivierte Notwendigkeit einer derartigen Vereinigung nahezu legen. Fügen sich die jungen Protagonisten am Ende also vermeintlich bereitwillig in ihr vorgesehene eheliches Schicksal, so ist dies nicht zuletzt auf jene Methoden zurückzuführen. Gegenseitige Zuneigung der jeweiligen beiden Protagonisten entsteht oder äußert sich wenigstens zumeist erst ganz zuletzt. Genauer gesagt werden zwischen erstmaliger Liebesbezeugung und Hochzeitsschilderungen höchstens noch allfällige (wie auch immer geartete) Vorbereitungen in Bezug auf das finale Ereignis geschildert. Der überaus einflussreiche Wille der Väter oder der väterlichen Substitute wird unter dem Deckmantel der Sittsamkeit vom bloßen dringlichen Ansinnen zur impliziten Forderung an die Nachkommen transformiert, und die Kinder selbst in ein zu hegendes Begehren überführt. Somit lässt sich konstatieren, dass „diese Ehe[n] im zweifachen Sinn ‘im Namen des Vaters’ geschlossen“<sup>27</sup> werden.

Der enorme Einfluss der Vertreter der Elterngeneration offenbart sich vor allem in *Der Kuß von Sentze* und *Der fromme Spruch*. Während Ruperts Handlungen und Entscheidungsprozesse

---

ersten Exkurs dieser Masterarbeit in Kapitel 1.2.3 eingehend diskutiert.

<sup>26</sup>Sebastian Susteck: *Kinderlieben. Studien zum Wissen des 19. Jahrhunderts und zum deutschsprachigen Realismus von Stifter, Keller, Storm und anderen*. Berlin/New York: De Gruyter 2010, S. 363

<sup>27</sup>Evi Fountoulakis: Gast, Gesetz und Genealogie. Adalbert Stifters späte Novelle ‘Der Kuß von Sentze’. In: *Der Gast als Fremder. Narrative Alterität in der Literatur*. Hrsg. v. Evi Fountoulakis und Boris Previsic. Bielefeld: transcript Verlag 2011, S. 43

deutlich von der Bereitschaft gekennzeichnet sind, Erkamberts Anliegen widerstandslos Folge zu leisten (auch wenn der Protagonist selbst eigentlich eine andere Vorgehensweise bevorzugen würde), sind die Tätigkeiten bzw. Verrichtungen der jungen Generation in *Der fromme Spruch* zu einem guten Teil in einem Netz von Erlaubnisgesuchen verfangen – und jene Bereiche oder Belangen, wo nicht um ersatz-elterliche Einwilligung gefragt wird, markieren exakt die noch in die richtigen Kanäle zu lenkenden Leidenschaften der Kindergeneration. Betrachten wir nun also zunächst diese beiden Erzählungen genauer.

In *Der Kuß von Sentze* betrifft der schier bedingungslose Gehorsam zunächst vor allem Ruperts Aufenthaltsort. Sein Besuch bei der Base Laran in Wien und jener bei seinem Onkel Walchon in der grauen Sentze sind nicht auf ein Ansinnen seinerseits zurückzuführen, sondern vielmehr auf (mehr oder weniger dringliche) Vorgaben seines Vaters. Im Zuge dieser Visiten kommt es in Hinblick auf die intendierte Beziehung zu Ruperts Cousine Hilitburg immer wieder zu prekären Situationen, so dass der väterliche Wille in der Realität beinah ins Gegenteil abzugleiten droht. Nichts desto weniger stellt der Protagonist den Wunsch seines Vaters über seine eigenen Intentionen. So muss er denn zum einen „Ich wäre gerne von Wien fortgereist; aber des Vaters willen blieb ich da.“<sup>28</sup> feststellen und zum anderen „Ich konnte nicht gleich nach Hilitburgs Ankunft [in der grauen Sentze ihres Vaters, Anm. M.B.] fortgehen, weil es aufgefallen wäre. Ich blieb also da.“<sup>29</sup>. Subjektive Bedürfnisse werden demnach zugunsten der patrimonialen Anordnung vernachlässigt – ein Aspekt, auf den in Kapitel 2.2 noch einmal ausführlicher zurückzukommen sein wird.

Obwohl Gerlint und Dietwin der jüngeren Generation aus *Der fromme Spruch* durchaus nicht unhinterfragt alles übernehmen, was die ältere Generation ihnen anträgt, geht vielen ihrer Handlungen die Frage nach Zusicherung (im Sinne einer Billigung) voraus oder wird zumindest nachträglich vorgebracht. Die beiden jungen Protagonisten scheinen regelrecht um die Gunst der alten zu wetteifern. Rückversicherungen müssen teilweise sogar mehrmals von der älteren Generation gegeben werden. Bei ihrem Einzug in Schloss Biberau nimmt die junge Gerlint mannigfache Veränderungen in ihren Zimmern vor, zu denen die Tante ihre Einwilligung geben soll.

[... O]bwohl das Spiel auf dem Flügel zu den Unterrichtsgegenständen der Anstalt, in welcher Gerlint gewesen war, gehört hatte, und obwohl die Briefe der Vorsteherin nach Biberau vielfach gemeldet hatten, daß Gerlint in dem Flügelspiele hervorrage, sperrte sie mit dem Schlüssel den Flügel ihres Empfangszimmers zu, und bat die Tante, daß sie nicht zürne, wenn weder sie selber auf diesem Flügel spiele, noch gestatte, daß es jemand anderer tue. ‘Ich habe dir gesagt,’ erwiderte die Tante, ‘daß du in deiner Wohnung die Herrin bist, und tun kannst, wie es deine Einsicht gebietet, was Ruhm und Wert derer von der Weiden wahret.’ ‘Und ich habe geantwortet,’ sagte Gerlint, ‘daß ich die letzte nicht sein werde, den Wert des Stammes zu wahren.’ ‘Und ich habe gesagt, daß ich es

---

<sup>28</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1412

<sup>29</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1426

dir glaube,' entgegnete die Tante, 'und so schalte hier, ich werde, was auch geschehe, nicht zürnen.'

'So sind wir einig, Mutter,' sagte Gerlint. 'Einig,' antwortete die Tante.<sup>30</sup>

Bei Gerlints Vorgehen im Zuge ihrer (mehr oder weniger) radikalen Umgestaltung der neuen Behausung erscheint durchaus bemerkenswert, dass die Absprache mit der Tante jedoch stets erst im Nachhinein erfolgt – d.h. die junge Protagonistin verrichtet zunächst ihr Werk, um danach sicherzustellen, dass sie dem Willen der Tante nicht zuwider gehandelt hat. Eine derartig (primär) eigenmächtige Vorgehensweise findet sich in *Der Kuß von Sentze* hingegen nur in einer Hinsicht; nämlich in Bezug auf Ruperts Einsatz bei den kriegerischen Unruhen. Diese eigenmächtige Entscheidung erfährt die ausdrückliche Zustimmung der Elterngeneration auch erst a posteriori, wenn es seitens Erkamberts heißt: „‘Dein Besuch bei Walchon ist durch Deinen Feldzug auch sehr hinaus geschoben worden. [...] Er [Walchon, Anm. M.B.] ist mit Allem einverstanden, was geschehen ist [...]’“<sup>31</sup> Weshalb es – vom Aufschub des Besuches Ruperts in der grauen Sentze als Begründung einmal abgesehen – ausgerechnet der Zustimmung seines Onkels bedarf und nicht jener des eigenen Vaters, welche nebenbei bemerkt übrigens nie explizit gegeben wird, bleibt in der Erzählung bis zuletzt offen.

Das vermeintliche Ringen um die Gunst Dietwins und Gerlints der älteren Generation in *Der fromme Spruch* seitens der jüngeren geht bereits am ersten geschilderten gemeinsamen Geburtstag der alten vorstatten: „[... S]o bin ich [der junge Dietwin, Anm. M.B.] beim Anbruche des Tages von Weidenbach weggefahren, um der erste hier zu sein, und ich bin der erste, nur ein Brief meiner lieben Muhme Gerlint hat mir den Rang abgelaufen.“<sup>32</sup> Der Wettbewerb, welcher zwischen den beiden jungen Protagonisten entbrennt und sich im Handlungsverlauf von einer emotionalen auch auf eine landwirtschaftliche Ebene ausdehnt, beginnt also schon vor dem tatsächlichen persönlichen Eintreffen der jungen Gerlint auf Schloss Biberau. Schlussendlich werden in dieser Erzählung weniger bloß bestimmte Handlungen gesetzt, um einem konkreten bereits bestehenden Willen der Ersatzeltern beizukommen, sondern – vom intendierten Ehevorhaben einmal abgesehen – es wird zudem auch noch versucht zu antizipieren, was jene wünschen könnten.

Antizipation väterlichen Wollens findet in *Der Kuß von Sentze* grundsätzlich ebenso statt, jedoch zumeist weniger offenkundig als in *Der fromme Spruch*. Nebst seiner Beschäftigung mit der Bryologie, welche Rupert seinem Onkel Walchon zuliebe betreibt (oder zumindest damit beginnt), vermerkt er: „Meinem Vetter [Walchon, Anm. M.B.] suchte ich Aufmerksamkeiten und Freude zu bereiten, wie ich nur immer konnte.“<sup>33</sup> Seine Cousine steht dem Protagonisten in dieser Hinsicht allerdings um nichts nach, denn auch sie übt sich in dieser Form des (radikal formuliert) vorausseilenden Gehorsams. Die Taten Hiltiburgs lassen sich aber weitaus autonomer an als das bei Rupert der Fall ist. Der Protagonist richtet die zu bereitenden Freuden stets

---

<sup>30</sup>*Der fromme Spruch* (2005), S. 1481

<sup>31</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1417

<sup>32</sup>*Der fromme Spruch* (2005), S. 1454

<sup>33</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1427

nach Anregungen der letztlich beglückten Person aus – so bringt er zum Beispiel seinem Onkel Walchon nach und nach Moose, die jener für seine Sammlung benötigen könnte. Kaum jedoch setzt er eine solche benefactive Handlung aus seinem eigenen An- und Nachsinnen heraus; während die Cousine gleich bei ihrer Ankunft in der grauen Sentze festhalten kann: „[... I]ch bin da [...] um meine Pflicht zu thun. Mein Vater ist in der Einsamkeit, sie haben mir nichts davon gesagt; ich habe nur seine Rückkehr aus Egypten gewußt; ich habe mir aber Kenntniß verschafft und bin gekommen, bei ihm zu sein, und er hat mein Hierbleiben gestattet.“<sup>34</sup> An dieser Stelle zeigt sich zugleich eine Parallele zum Agieren Gerlints in *Der fromme Spruch* – denn auch Hiltiburg bringt die Frage nach Erlaubnis erst ein, nachdem sie ihre Handlung bereits gesetzt hat.<sup>35</sup> In Hinblick auf die Etablierung einer neuen Ordnung des alltäglichen Ablaufs in der grauen Sentze wird ihrerseits sogar gar nicht erst irgendeine Form von patrimonialer Einwilligung eingeholt. Interessanterweise korreliert dies mit dem Fehlen einer expliziten Erwähnung der Tatsache, dass die willkommenen Veränderungen auf ihre Interventionen zurückzuführen sind. Es wird lediglich festgehalten:

Dann hörte ich Hiltiburg mit Wilhelm im Hause herumgehen. Nach und nach bemerkte ich, daß es in dem Hause, in den Gängen, in den Wohnungen und in der Umgebung reinlicher sei. Zu unseren Speisen gesellten sich nach und nach Zuthaten [...]. Wenn Walchon von einer Speise zwei Male nahm, kam sie öfter auf den Tisch. Alle gewöhnten sich an die neue Ordnung, es wurde nichts mehr darüber gesprochen.<sup>36</sup>

Zusammenfassend lässt sich für *Der Kuß von Sentze* und *Der fromme Spruch* also festhalten, dass dem Willen der Elterngeneration prinzipiell in unterschiedlichem, aber doch stets sehr ausgeprägtem Maße seitens der Kindergeneration nachgegeben wird. Einzelne Belege autonomen Handelns lassen sich natürlich dennoch in beiden Werken finden, werden aber wiederum entweder nachträglich von den älteren abgesegnet oder lösen sich in allgemeiner Zustimmung auf, die keiner weiteren Erwähnung bedarf. Zugleich versuchen die jungen Protagonisten teilweise möglichen Begehren der Elterngeneration vorzugreifen; notablenweise jedoch eben gerade nicht in Bezug auf deren Wunsch die/den künftige(n) Partner(in) betreffend.

Ein solches Anliegen besteht in *Der Hagestolz* im Grunde gar nicht derart ausdrücklich. Victors Oheim ist es in diesem Kontext eigentlich lediglich darum zu tun, seinen Neffen überhaupt zu einer Heirat zu bewegen – die Wahl einer potentiellen Partnerin wird dabei (zumindest oberflächlich betrachtet) völlig offen gelassen. Doch diesem Ansinnen steht an sich bereits die initiale Weigerung des Protagonisten entgegen, sich überhaupt jemals zu verhehelichen: „Ist es denn wirklich wahr, Victor, daß Du gar nicht heirathen willst?“ ‘Ja, es ist wahr, [...] und ich bin recht unglücklich.’<sup>37</sup> Die Antwort Victors lässt indes darauf schließen, dass seine ablehnende

---

<sup>34</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1425

<sup>35</sup>An dieser Stelle sei hervorgehoben, dass den weiblichen Protagonistinnen dieser beiden Erzählungen prinzipiell mehr Autonomie zueigen ist als ihren männlichen Pendants.

<sup>36</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1426

<sup>37</sup>*Der Hagestolz* (2005), S. 653

Haltung dem Ehestand gegenüber nicht wahrhaftig auf eine Renitenz hinsichtlich der Sache selbst zurückzuführen, sondern vielmehr bestimmten Umständen geschuldet ist. Fehlende bzw. nicht ausreichende finanzielle Rücklagen und eine voraussichtlich lange Ausbildungszeit verunmöglichen nach Ansicht des Protagonisten seine latent beabsichtigte Verbindung mit Rosina, der Tochter seines Vormundes. Trotzdem sein Oheim Victor am Ende von genau diesen ver hindernden Faktoren befreit, fällt die Wahl des Protagonisten schlussendlich aber auf Hanna, die Tochter seiner Ziehmutter Ludmilla. Obwohl das väterliche Substitut dem jungen Eheverweigerer die Ziehschwester nicht dezidiert als künftige Braut nahelegt, gelingt es dem Oheim, seinen Willen auf einer niedrigeren, substantielleren Ebene durchzusetzen – und dies nicht nur in Bezug auf die Heiratswilligkeit seines Neffen. Er erreicht ferner, dass der schon zur Abreise gerüstete Protagonist seine Meinung gleich drei Mal in Folge wieder revidiert und doch noch eine Zeit auf der einsamen Insel zubringt. Diese Umkehr Victors eigentlicher Pläne wirkt umso erstaunlicher als dafür keine plausiblen bzw. rationalen Gründe gegeben werden, sofern solche überhaupt bestehen.

Victor wußte nicht, wie ihm war. Er halte [sic!] lange auf den heutigen Tag gewartet; nun sah er den merkwürdigen Mann, den er eigentlich haßte, vor sich stehen und bitten. Das alte, eingeschrumpfte Angesicht kam ihm unsäglich verlassen vor [... N]ur einen Augenblick stand er, dann sagte er mit der Offenheit, die ihm eigen war: „Ich will gerne noch eine Zeit da bleiben, Oheim, wenn Ihr es wünscht, und nach Einsicht und Gründen für gut erachtet.“ „Ich habe keinen andern Grund, als daß Du noch ein wenig da seist,“ sagte der alte Mann.<sup>38</sup>

Auf das klärende Gespräch, weshalb der Oheim denn eigentlich nach ihm verlangt hat, muss der Protagonist bis zum endgültigen Ende seines Aufenthalts warten. Somit nimmt er allein auf der Basis des Willens seines Verwandten nicht nur eine beschwerliche Reise auf sich, sondern bringt auch seine Zeit bei einem ihm bis zu seiner Ankunft auf der einsamen Insel Unbekannten zu ohne den konkreten Anlass dafür zu kennen. Denn abgesehen von den obig erwähnten Aufenthaltsverlängerungen bleibt auch die gesamte Unternehmung, der Besuch an sich, zunächst ohne ersichtlichen Grund oder Zweck. Selbst die Ziehmutter Ludmilla vermag lediglich noch eine zweite, sehr schwache Referenz zugunsten des Reiseantritts anzugeben: „[... G]ehe in Gottes Namen zu dem Oheime, weil er es einmal will. Der Vormund sagt auch, daß es gut sei.“<sup>39</sup> Als schwach wird der zusätzliche Zuspruch des Vormunds im Übrigen deshalb gewertet, weil dessen Einfluss in der Erzählung höchstens am Rande zur Geltung kommt und schlussendlich ja durch den Willen des Oheims außer Kraft gesetzt wird. Ludmillas Wille bezüglich Victors Aufenthalt auf der einsamen Insel scheint sich andererseits aus dem Willen des Oheims zu speisen. Es heißt zwar „Die Mutter wollte es, und der Vormund rieth dringlich, daß ich hierher reise, daß ich zu Fuße hierher reise [...]“, aber nur „[...] wie es der Oheim angab [...]“<sup>40</sup> Letztlich wird dieser Reigen noch durch den Oheim selbst beschlossen: „Ich wollte Dich haben, und Du bist

---

<sup>38</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 726

<sup>39</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 661

<sup>40</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 700

da [...]”<sup>41</sup> Der unhinterfragte Gehorsam des Protagonisten verwundert nun zunächst einmal weniger – handelt es sich bei dem alten Mann auf der einsamen Insel schließlich um den letzten lebenden Verwandten –, wird jedoch von zahlreichen kleinen ‘Ungehorsamkeiten’ während seines Aufenthalts beim Oheim konterkariert. Namentlich unternimmt Victor mehr oder weniger ausgeprägte Ausbruchsversuche, deren Scheitern auf fundamentaler Ebene den mannigfachen Sicherheitsvorkehrungen des Onkels geschuldet sind, deren partielle Erfolge hingegen aus der Androhung frühzeitiger Abreise resultieren. Türen und Tore, die vormals versperrt waren, lassen sich eine Zeit nach Victors ersten Versuchen, sie zu überwinden, plötzlich öffnen. Selbst der Hund des Protagonisten, welchen er nach dem Willen (oder zumindest Anraten) des Oheims bei seiner Ankunft auf der Insel hätte ertränken sollen, darf nach verordneter Leinenpflicht letztendlich frei herumlaufen.

In dieser Erzählung wird also ein nicht offen ausgetragener Widerstreit der Kräfte zwischen Jung und Alt manifest, welcher durch alternierendes Einfordern des eigenen Willens und Nachgeben zugunsten des Willens des anderen geprägt ist. Mit derselben Widersprüchlichkeit muss der Oheim am Ende seinen sehnlichsten Wunsch – nämlich, dass Victor ihm verwandtschaftliche (Gegen-)Liebe entgegenbringe – aufgeben, setzt aber im selben Atemzug sein größtes Ansinnen hinsichtlich des weiteren Lebenswegs seines Neffen (zunächst erst einmal rein sprachlich) um: „Heirathen muß Du.”<sup>42</sup> Genau das ist es schließlich, was der Protagonist nach seiner Rückkehr zu Ziehmutter und Ziehschwester auch tut. Für die Kindergeneration wird demnach erreicht, was es nach des Oheims Bestreben zu erreichen gilt; für die Elterngeneration muss im Gegenzug hinsichtlich der Realisierung gehegter Wunschvorstellungen ein vermeintlich negativer Bescheid ausgestellt werden.

Abschließend sei noch kurz auf die in diesem Kontext eine Sonderstellung einnehmende Erzählung *Nachkommenschaften* eingegangen. Grundsätzlich scheint diese in Hinblick auf den Willen der Elterngeneration recht ähnlich gelagert wie *Der Hagestolz*. Auch hier findet sich ein Protagonist mit initialer Weigerung, eine Ehe einzugehen, und auch hier wird ihm keine spezifische Frau ans Herz gelegt; d.h. die Brautwahl in endogamer Linie trifft die junge Friedrich Roderer aus freien Stücken. Im Unterschied zu *Der Hagestolz* tritt in *Nachkommenschaften* allerdings nicht einmal ein väterliches Substitut auf, das generell zu einer Heirat rät oder gar drängt. Vielmehr kommen in diesem Werk weitaus latenter Methoden zur Erreichung dieses Ziels zum Einsatz, welche schlussendlich dazu führen, dass Friedrich Roderer seine künstlerische Passion zugunsten der Eheschließung aufgibt. Es kann und muss hier als signifikante Tatsache gewertet werden, dass nichts von alledem dezidiert von der Elterngeneration verlangt wird. Die einzige Vorgabe, die in *Nachkommenschaften* gemacht wird, ist das positive Beispiel Peter Roderers auf der Kontrastfolie zahlloser Negativbeispiele aus vorangegangenen Roderer-Biographien.

Lässt sich in diesem Fall bezüglich der letztendlich geschlossenen endogamen Verbindung also

---

<sup>41</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 702

<sup>42</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 731

überhaupt von einem Willen des Vaters bzw. dessen Substitut sprechen? Nun, durchaus, sofern man die gelungene Überführung anfänglicher Heiratsverweigerung in den Hort der Ehe nicht als rein selbsterfüllende Prophezeiung ansehen möchte. Zwar sagt Peter Roderer verheißungsvoll in wahrsagerischer Manier voraus, dass Friedrich Roderer dereinst sein Malen aufgeben wird; auf die Gegenfrage, was jener denn stattdessen tun wird, antwortet er jedoch: „Das weiß ich noch nicht [...]“ und ferner: „Gewiß kann ich Ihnen die Sache nicht sagen, [...] aber sie ist mir sehr wahrscheinlich, und wenn mein Ausspruch zur schnelleren Entwicklung Ihres Laufes etwas beitragen kann, so wird es mich sehr freuen [...]“<sup>43</sup> Obgleich er seinen Einfluss auf den jungen Protagonisten also ein wenig zu relativieren sucht, konstatiert Peter Roderer dennoch dessen prinzipielles Bestehen – und dies ganz zu Recht. Nicht nur, dass er mit seinen landschaftsgestalterischen Tätigkeiten (also der Trockenlegung des Moors) Friedrich Roderers malerisches Vorhaben unterspült, er weckt in dem Protagonisten mit seinen biographischen Ausführungen über das Geschlecht der Roderer schleichend das Interesse an den Lebensgeschichten und Schicksalen seiner potentiellen Ahnen. Meint Friedrich Roderer, nachdem er durch die Lüpfinger Wirtsleute von der Namensgleichheit mit dem Schlossherrn erfährt, noch: „Ich muß es der Großmutter hinterbringen, die hat Freude am Forschen.“<sup>44</sup>, revidiert er seine Meinung nach den Ausführungen des alten Roderer selbst: „Ich muß mich doch auch jetzt um meine Roderer erkundigen; ich habe diesen Zweig der Wissenschaften bisher schändlich vernachlässigt, um meine Roderer mit den Roderern des Herrn Peter Roderer vergleichen zu können.“<sup>45</sup> Nichts desto weniger werden beide Forschungsvorhaben letztlich erst umgesetzt, nachdem die Heirat zwischen Friedrich und Susanna bereits beschlossen ist. Der sprichwörtliche Stein des Anstoßes für Friedrichs Übergang von der Malerei zur Genealogie geht somit eindeutig von Peter Roderer aus. Der Protagonist muss einsehen, dass

die Moor-Skizzen in verschiedenen Beleuchtungen und von verschiedenen Stellen aus [...] nicht mehr zu synthetisieren [sind]. Demgegenüber kann mit dem Stammbaum die »wirkliche Wirklichkeit« tatsächlich dargestellt werden. Er bildet die geschilderten »realen Familienverhältnisse« vollkommen exakt ab und ist als solchermaßen »realistisches« Zeichen den gemalten Abbildern [...] vollständig überlegen.<sup>46</sup>

Die Realisierung von Friedrich Roderers primärem Bestreben, die Wirklichkeit so abzubilden, wie sie nun einmal tatsächlich ist – und sich damit zugleich jedwede künstlerische Freiheit zu versagen –, verschiebt sich also durch den Einfluss Peter Roderers auf eine andere Ebene bzw. wird in einer (anderen) Wissenschaft umgesetzt. Die im obigen Zitat erwähnte Synthese divergierender Aspekte ein und derselben Sache wird einerseits durch die Verbindung des Protagonisten mit einem Mitglied seiner eigenen Familie umgesetzt bzw. werden durch diesen

<sup>43</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1319

<sup>44</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1308

<sup>45</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1333

<sup>46</sup>Konstanze Fliedl: Berg, Moor und Baum. Eine Lektüre der 'Nachkommenschaften'. In: *Stifter und die Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik*. Hrsg. v. Alfred Doppler u.a. Tübingen 2007, S. 272

Schritt auch zwei lang getrennte Zweige der Roderer wieder miteinander synthetisiert; zum anderen folgt diese Wahl dem Beispiel Peter Roderers, welcher ebenfalls eine weibliche Person seines eigenen Stammes zur Braut genommen hat.

Doch welche Rolle spielen die schematischen Vorgaben der Elterngeneration in Form von positiven und negativen Beispielen, wie wir sie in den hier diskutierten Erzählungen allesamt vorfinden, nun konkret für und in der Kindergeneration? Welcher Art ist das Zusammenspiel zwischen den Schemata und der väterlichen Brautwahl; und wie kann die Rolle der Endogamie in diesem Kontext gewertet werden? Diesen und weiterführenden Fragen widmet sich nun das nachstehende Kapitel.

### 1.2.2 Familiengeschichtliche Schemata: Realisierung und Reproduktion

Im vorhergehenden Kapitel wurde aufgezeigt, dass in zumindest zwei der vier hier diskutierten Erzählungen Stifters die Brautwahl der Protagonisten auf dem Willen bzw. den Vorstellungen der (stellvertretenden) Väter basiert. Nun soll weiter argumentiert werden, dass dies eben nicht nur für *Der Kuß von Sentze* und *Der fromme Spruch* gilt, sondern vielmehr auch in *Nachkommenschaften* und *Der Hagestolz* die (Aus-)Wahl der künftigen Ehefrau durch einen männlichen Vertreter der Elterngeneration vorgegeben oder gar getroffen wird. Dies mag implizit vonstatten gehen – denn explizit wird den Protagonisten in diesen Werken, wie bereits erwähnt, nie zur Verbindung mit einer bestimmten weiblichen Person geraten –, doch das Vorgehen der Vaterfiguren legt die Entscheidung zugunsten einer Ehefrau aus den eigenen familiären Reihen nahe. Somit kann zwar kein definitiv (wie auch immer) geäußerter Wunsch festgemacht werden, jedoch lenken die Vaterfiguren bzw. -figurationen den Blick der jungen Nachkommen unweigerlich in eine bestimmte Richtung. Es lässt sich also wenigstens eine eindeutige, wenn auch unterschwellige, Beeinflussung nachweisen, welche für die Protagonisten in den Erzählungen mehr oder minder – aber jedenfalls im wahrsten Sinne des Wortes – bindend wird.

Doch woran kann festgemacht werden, dass es sich bei der Entscheidung für eine eheliche Vereinigung innerhalb der eigenen Familie auch in *Nachkommenschaften* und *Der Hagestolz* letztlich in gewisser Art und Weise um den Willen der Väter handelt? – und welche Rolle spielt die Genealogie in Hinblick auf die endogamen Paarkonstellationen in allen vier hier untersuchten Werken Stifters? Denn auffällig ist, dass Geschichten bzw. die Geschichte der Vorfahren in sämtlichen Erzählungen Raum einnehmen. Dieser Raum divergiert in seiner Ausdehnung und Signifikanz von Werk zu Werk – am schwächsten ist er naturgemäß dort ausgeprägt, wo nicht weit zurückgeblickt wird. In *Der fromme Spruch* findet sich die Anbahnung von (der älteren) Gerlints Ehe einigermaßen detailliert nachgezeichnet, über weiter zurückliegende Generationen wird nur sehr allgemein berichtet.<sup>47</sup> Die geschilderte Familienvergangenheit beschränkt sich in

---

<sup>47</sup> Auf Seiten Dietwins (des älteren) gibt es hinsichtlich ehelicher Belangen frappanterweise nichts zu dokumentieren; er ist und bleibt aus Gründen, die im Verlauf dieses Kapitels noch dargelegt werden, ehelos.

*Der Hagestolz* ebenfalls auf die aktuelle Elterngeneration, und auch hier wird primär die Anbahnung einer Ehe dargestellt, die in diesem Fall jedoch niemals zustande kommt; namentlich jene zwischen Victors Ziehmutter Ludmilla und seinem Vater. In *Der Kuß von Sentze* und *Nachkommenschaften* wiederum wird ein umfangreicheres genealogisches Wissen an die jeweiligen Protagonisten weitergegeben; einmal in schriftlicher Form, einmal in mündlicher Überlieferung. Die Familiengeschichte der Sentze wird zu Beginn der Novelle geschildert, bevor die Binnengeschichte in Form von Ruperts eigenen Aufzeichnungen – die dieser schriftlichen Dokumentationsform folgen – überhaupt beginnt. Im Gegensatz zu dieser Rahmenerzählung avanciert die Nacherzählung beinahe sämtlicher Roderer-Biographien zu einer raumfüllenden Binnengeschichte.<sup>48</sup>

Tatsächlich scheint aber gar nicht so sehr der Umfang der berichteten familiären Historie von Bedeutung. Weitaus entscheidender ist, dass sich in ihr ein Vorkommnis findet, welches der aktuellen Kindergeneration als Schablone für ihre eheliche Zukunft dienen soll, weil die Elterngeneration an dessen Reproduktion oder, viel basaler, bereits an dessen Realisierung gescheitert ist. Durch den im vorangegangenen Kapitel 1.2.1 illustrierten vehementen Willen der Väter bzw. ihrer Substitute werden die Kinder also nun zum angeleiteten Handeln als Retter der Familie instrumentalisiert. Denn eines lässt sich für alle hier diskutierten Werke konstatieren: Die Familien befinden sich in einer Lage, die bestimmte Maßnahmen erfordert, sollen sie nicht mit Sang und Klang in der (gesellschaftlichen) Bedeutungslosigkeit versinken. Die Familienbestände, welche man in den Erzählungen antrifft, leiden allesamt an einer gewissen Zusammenschrumpfung. Diese hat sich im Verlauf der Zeit und durch den Verlauf der (primär innerfamiliären) Ereignisse eingeschlichen und gipfelt in den missglückten ehelichen Bestrebungen der Elterngeneration. Somit bleibt nur noch die Kindergeneration, den Stamm aus der daraus resultierten Instabilität zu heben.

Die Dokumentation der Familiengeschichte spielt dabei nun in zweierlei Hinsicht eine substantielle Rolle. Zum einen zeichnet sie den allmählichen Verfall des familiären Gefüges bis zu jenem Kumulationspunkt nach, an welchem die Erzählungen einsetzen; zum anderen wird anhand familiengeschichtlicher Beispiele zugleich ein probater Ausweg aus der Krise aufgezeigt. Fällt die prekäre Lage des Familienstammes bzw. deren Auslöser und das Erlösungsparadigma in ein und demselben Ereignis zusammen – wie das in *Der fromme Spruch* und *Der Hagestolz* der Fall ist –, gilt es, das vormals verunglückte Unterfangen nun endlich zu realisieren. Von Victor und Hanna in *Der Hagestolz* kann somit am Ende berichtet werden: „[...] Kurz darauf standen zwei Wesen vor dem Altare, deren Antlitze die Abbilder von zwei andern waren, die einmal auch gerne vor demselben Altare gestanden wären, aber durch Schuld und Unglück auseinander gerissen wurden und dann lebenslänglich bereuten.“<sup>49</sup> Die Verbindung zwischen dem Oheim des Protagonisten und seiner Ziehmutter scheiterte aufgrund der Tatsache, dass auch

---

<sup>48</sup>Am Ende der Novelle *Der Kuß von Sentze* wird erzählerisch noch einmal in das zu Beginn vorzufindende Setting zurückgekehrt; weshalb diese Passagen obig als Rahmenerzählung deklariert wurden.

<sup>49</sup>*Der Hagestolz* (2005), S. 739

Victors Vater kurzweilig Interesse an Ludmilla bekundete, sie schließlich aber nicht ehelichte. Bedenkt man, dass es sich beim Protagonisten um den letzten lebenden Verwandten (und damit einzigen Erben) des Oheims handelt, und gleichzeitig um den Sohn jenes Mannes, der dem nunmehrigen Inselbewohner durch seine Taten die intendierte künftige Braut verunmöglichte, muss die Konstellation, welche schlussendlich vor dem Traualtar wiedergefunden werden kann, umso absurder erscheinen als dies ohnehin schon der Fall ist. Ein ebenso diffuses Paar gibt sich am Ende von *Der fromme Spruch* das Ja-Wort. Gerlint und Dietwin, die an sich schon wie Reproduktionen der namensgleichen Vertreter wirken – ohne dass an dieser Stelle eine leibliche Elternschaft bestünde –, gehen den Bund der Ehe ein und erreichen als Cousine und Cousin damit, was der älteren Generation aufgrund bestehender rechtlicher wie gesellschaftlicher Konventionen als Schwester und Bruder versagt geblieben ist. Denn es ist mehr als augenscheinlich, „daß unausgesprochen im Zentrum der Geschichte das Inzestverlangen der Geschwister steht.“<sup>50</sup> Stellvertretend setzt die Kindergeneration dieses Begehren in einem nunmehr legitimen Rahmen um.<sup>51</sup>

Fallen jedoch der Auslöser der familiären Krise und das Lösungskonzept nicht in einem Ereignis zusammen – wie in *Nachkommenschaften* und *Der Kuß von Sentze* –, so besteht die Notwendigkeit, ein altbewährtes Muster aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinzuholen, d.h. zu reproduzieren. Auf diese Weise sollen Rupert und Hiltiburg nach Wunsch ihrer beider Väter in das Korsett eines Vorbildes aus lange zurückliegender Zeit gezwängt werden, da „‘nur mehr ein Jüngling und eine Jungfrau aus unserem Geschlechte [der Sentze, Anm. M.B.] übrig gewesen waren’“ und so „‘wie sie sich geehelicht haben und eine Blüthe des Stammes daraus hervorgegangen ist, so sind nun unsere [Erkamberts und Walchons, Anm. M.B.] Kinder die letzten des Stammes, wenn es doch wieder würde wie damals, und noch einmal eine Blüthe emporkeimte.’“<sup>52</sup> Die Notwendigkeit in all ihrer Dringlichkeit entspringt in *Der Kuß von Sentze* unglücklichen Umständen bzw. schicksalhaften Wendungen in der Elterngeneration; namentlich dem bereits in Kapitel 1.2.1 erwähnten Begehren desselben Fräuleins durch die beiden Väter. Ein wenig anders scheint der Fall in *Nachkommenschaften* gelagert zu sein. Zwar vollzog sich die Ausdünnung des Zweiges der Roderer hier ebenso nur nach und nach – nur in *Der fromme Spruch* und *Der Hagestolz* ist dies ja weniger ein Thema, da dort andere Beweggründe für den endogamen Verbindungswunsch vorherrschen –, allerdings besteht in dieser Erzählung kein zündendes Ereignis (oder, wie in *Der fromme Spruch*, ein Nicht-Ereignis) in der älteren Generation, welches die eheliche Verbindung zweier Familienmitglieder im Sinne des zu rettenden Familienbestandes zwingend erforderlich machen würde. Im Gegenteil, andere

---

<sup>50</sup>Albrecht Koschorke und Andreas Ammer: Der Text ohne Bedeutung oder die Erstarrung der Angst. Zu Stifters letzter Erzählung ‘Der fromme Spruch’. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 1987, S. 686

<sup>51</sup>Obgleich an dieser Stelle anzumerken ist, dass auch diese Ehe per Konvention eigentlich keine absolute Legitimität genießt – denn es heißt: „Es wurde sofort die Eingabe wegen Behebung des Verwandtschaftshindernisses gemacht.“ (*Der fromme Spruch* (2005), S. 1512) –, aber offensichtlich eine, die zumindest durch entsprechende Rechtsmittel herstellbar erscheint.

<sup>52</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1406

Verwandte Friedrich Roderers sorgen bereits für ausreichend Nachwuchs, um einen Fortbestand dieses Stammesteils sicherzustellen. Worum es in *Nachkommenschaften* eigentlich geht, ist einerseits – ganz ähnlich wie in *Der Hagestolz* – einen jungen Heiratsverweigerer doch noch zur Ehe zu bekehren; und andererseits die beiden Zweige der Roderer wieder zusammenzuführen. Das Beispiel mit Vorbildwirkung für Friedrich und Susanna entstammt aber nichts desto weniger einmal mehr der eigenen Familienvergangenheit – in diesem Fall, der jüngsten in Person des Peter Roderer. Nicht nur hat er sich mit Mathilde eines vernachlässigten Familienmitglieds angenommen, der nunmehrige Schlossherr ist auch der erste Roderer in einer schier endlosen Kette von Roderer-Biographien, dem es gelungen ist, seine große Leidenschaft zugunsten einer (im wahrsten Sinne des Wortes) bodenständigeren Tätigkeit aufzugeben bzw. zu überwinden. Dieser Akt des Ausbruchs aus tradierten Formen bleibt jedoch keineswegs einer genealogischen Reflexion geschuldet, sondern stellt das Resultat eines einschneidenden Ereignisses vor:

„[...] D]a ich mit Anwendung aller meiner Zeit und Kraft Neues dichtete, und dasselbe nicht größer war als die bestehenden Lieder, und die wirkliche Wahrheit nicht brachte, dichtete ich nicht mehr und vertilgte alles, was ich gemacht hatte. [...] Da trat eine Zeit heran, die alles änderte. Mein Vater starb eines plötzlichen Todes in der Fülle seiner besten Kraft. [...] Meine Mutter gerieth in Verzweiflung und der Gedanke, wer denn jetzt ihre Kinder in der Welt feststellen werde, marterte ihr Herz.“<sup>53</sup>

Verharren wir noch einen Moment bei Peter Roderers Werdegang, bevor wir uns seinem väterlichen Einfluss auf den jugendlichen Friedrich zuwenden – denn an der obig zitierten Passage bzw. der in ihr dargestellten familiären Lage ist Mehreres bemerkenswert. Zum einen wird hier eine Familienkonstellation beschrieben, wie wir sie in keiner der anderen Erzählungen vorfinden; konkret begegnet uns an dieser Stelle ein Schwund des Vaters und nicht, wie ansonsten üblich, der Mutter. Zum anderen fungiert dessen Tod zugleich als Beweggrund für einen rigiden Lebenswandel des damals noch jungen Roderer, welcher nicht zuletzt (über ein paar Umwege) in dessen Verehelichung mit Mathilde gipfelt. Das bedeutet aber, dass die Entscheidung pro Endogamie – und contra einer Verbindung mit einem hübschen Mädchen aus Frankfurt – von Peter Roderer aus freien Stücken gefällt wird, da ja auch kein Vater mehr vorhanden ist, der ihn zu einem solchen Schritt hätte anhalten können.<sup>54</sup> Die ‘Leerstelle Vater’ ist also schon eröffnet, als die Wahl vom künftigen Bräutigam getroffen wird. Doch kann man zum Schluss kommen, diesen Konnex kausal aufzufassen. Die Wahl des künftigen Bräutigams wird genau auf diese Weise getroffen gerade weil die ‘Leerstelle Vater’ bereits besteht. Peter Roderer besetzt also die vakant gewordenen Position innerhalb seines Familienkreises selbst, indem er loszieht um Geschäfte zu machen, um für sich und seine Geschwister zu sorgen, und führt damit das im vorherigen Kapitel 1.2.1 illustrierte Prinzip väterlichen Willens, der schlussendlich eine endogame Ehe gebiert, ad absurdum. Der Tod des Vaters Peter Roderers bringt in *Nachkommenschaften*

---

<sup>53</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1328

<sup>54</sup>Von der Mutter werden auch keine derartigen Schritte berichtet.

demnach die gravierende Wendung in einen über zahllose Generationenfolgen usuellen biographischen Ablauf. Dieses zum Erzählzeitpunkt neue Muster soll nun repetiert und in Folge als neue familiengeschichtliche Konvention etabliert werden.

Bei Friedrich Roderer, der anfänglich noch im alten biographischen Roderer-Schema verhaftet ist, fällt der Reproduktionsgedanke zunächst allerdings auf keinen allzu fruchtbaren Boden. Seiner Überzeugungen ungeachtet und obwohl der Verdacht potentieller Verwandtschaft fast bis zuletzt nur unausgesprochen quasi im Lüpfinger Moor vor sich hin sinkt, versucht Peter Roderer den jungen Protagonisten in das neue Modell roderer'scher Lebensführung zu expedieren und ihn damit in seiner Persönlichkeit zu transformieren. Dafür scheint die physiognomische und ideelle Familienähnlichkeit auszureichen; ebenso, wie sie ausreicht, um Peter Roderer als Stellvertretervater Friedrichs in *Nachkommenschaften* zu instituieren. Auf Basis ihres stillschweigenden, artifiziellen Vater-Sohn-Konstrukts gelingt es dem väterlichen Surrogat, sein Ansinnen (ebenfalls) stillschweigend umzusetzen. Ob eine tatsächliche Verwandtschaft besteht oder nicht, scheint also vorerst weniger von Bedeutung bzw. wird Blutsverwandtschaft hier durch eine Art 'ideeller' Verwandtschaft ersetzt: „Daß Ihnen [Friedrich, Anm. M.B.] diese Sitte gefällt, zeigt schon, daß Sie mit unserem Geschlechte gleich fühlen," sagte Roderer, "wir trugen den Bart, da er noch nicht Sitte war."<sup>55</sup> Offenbar zielen Peter Roderers Interventionen allerdings ohnehin in allererster Linie darauf ab, den jungen Protagonisten in seinem roderer'schen Lebenswandel zu bekehren. Umso paradoxer wirkt, dass sich das verwandtschaftliche Verhältnis am Ende auf gleich doppelte Weise konstituiert: Anhand einer tatsächlich vorliegenden Blutsverwandtschaft und anhand der Eheschließung Friedrichs und Susannas, welche eine neue Form der familiären Zusammengehörigkeit kreiert. Die Klimax dieser Verbindungen bildet die ebenfalls erst finale Feststellung, dass sich nun die beiden lange getrennten Zweige der Roderer wieder vereint finden. Somit liegt in *Nachkommenschaften* die wohl stärkste Potenzierung von Verwandtschaft vor. Die Revitalisierung der Familie ist also gerade dort am erfolgreichsten, wo sie zugleich am wenigsten dringlich erscheint. In Kapitel 3.2 wird argumentiert, dass diese übermäßig positive Bilanz mit dem neuen roderer'schen Schema in engem Zusammenhang steht.

Auf welche Weise die endogamen Verbindungen in den Werken motiviert werden, kohäriert jedenfalls stets mit Vorkommnissen aus den (älteren oder allerjüngsten) Familiengeschichten der Protagonisten. Der Blick ist demnach – *Nachkommenschaften* vielleicht ausgenommen – ein rückwärtsgewandter, welcher letztlich suggeriert, dass altbewährte Muster den größten Verlass in familiären Krisensituationen bieten. Doch stellen sie letztenendes tatsächlich auch einen Ausweg aus der Misere dar? Können wir die Familien bzw. deren (wie auch immer geartete) Bestände, wie sie im Finalzustand dargestellt werden, wirklich als 'gerettet' betrachten, oder handelt es sich im Grunde lediglich um eine rein oberflächliche und kurzweilige Rekonvaleszenz? Denn, was wird durch das Prinzip von Wiederholung und realisierender Reproduktion eines bereits erprobten und/oder zuvor fehlgeschlagenen Modells letztendlich erreicht?

---

<sup>55</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1326

Insbesondere was die eheliche Verbindung in *Der Hagestolz* anbelangt, scheint das Bild der beiden vereinten Protagonisten von einer Atmosphäre der Erlösung bzw. ersehnten Korrektur umgeben. Die als Schuld titulierte Altlast der vorangegangenen Generation kann durch Victor's Ehe mit Hanna endlich dissoziiert werden – allerdings ohne dabei für die Elterngeneration selbst etwas zu erreichen. Denn schließlich verharrt der Oheim auf seiner einsamen Insel, ein Wiedersehen oder gar ein versöhnlicher Moment mit der Ziehmutter Ludmilla kommt weder zustande, noch ist er überhaupt intendiert. Allein die ins Leben der Kindergeneration hineinreichenden Konsequenzen der alten Fehler und unglücklichen Wendungen scheinen behoben. Der Konflikt aus der Vergangenheit ist demnach also ein durchaus gegenwärtiger, und er wird Victor im Angesicht des Heiratstopos erst richtig präsent. Die einstige Kontroverse versperrt ihm gewissermaßen den (geistigen bzw. verfassungsmäßig-ideellen) ‘Zugang’ zur Ehe und muss erst im Zuge seines Aufenthalts beim Oheim aufgelöst werden. Werden dem Protagonisten zu Beginn noch die Worte in den Mund gelegt: „[... I]ch werde keine Heimath haben, ich gehöre Niemanden an; die Andern werden mich vergessen – [...] Ich habe es nie gewußt, aber es ist ja klar, ganz klar, daß alles vergeblich ist.“<sup>56</sup>, beginnt der Oheim sein letztes und entscheidendes Gespräch mit dem Neffen in ebendiesem Tenor: „Es ist nun doch Alles vergeblich, – und es ist alles aus [...]. Siehe, Du bist gut genug, Du bist fest und aufrichtig, Du bist mehr als Dein Vater war – ich habe Dich nun beobachtet, und man dürfte vielleicht auf Dich bauen [...].“<sup>57</sup> Die Richtung, in welche die erhoffte Entlastung zeigt, verdeutlicht sich in dieser Rede des Oheims – für sich selbst bleibt kaum mehr etwas herbeizuwünschen, aber indem Victor seinen Vater charakterlich übertrifft, vermag zumindest er von der Vergangenheit ‘befreit’ zu werden. Was der Oheim für Hippolith und (der schlussendlich zur Ziehmutter degradierten) Ludmilla nicht bewerkstelligen konnte, weil erstgenannter sich dann doch für eine andere Frau entschied, kann somit schließlich zugunsten Victor's (und Hannas) realisiert werden: Eine solide finanzielle wie emotionale Basis zur Familiengründung. Hat die schlussendlich doch noch umgesetzte Verbindung zweier Menschen in der Folgegeneration also den beabsichtigten Erfolg gebracht? Nun, oberflächlich betrachtet kann dies durchaus angenommen werden. In Hinblick auf die Individuen selbst liefert das Ende von *Der Hagestolz* jedoch nicht unbedingt das positive Bild, das zunächst ganz augenfällig erscheint. Dieser Aspekt wird in Kapitel 2.2.3 noch näher beleuchtet. Einstweilen kann aber jedenfalls bereits festgestellt werden, dass in *Der Hagestolz* Verfehlungen der Vergangenheit in der Gegenwart auch nur für die Gegenwart ausgeglichen – um nicht zu sagen: beglichen – werden können.

*Der Kuß von Sentze* bietet einen anderen, in erster Linie versöhnlicheren Eindruck. Hier wird durch die Verbindung zwischen Rupert und Hiltiburg auch das Verhältnis der beiden Väter restauriert. Zwar leben Erkambert und Walchon qua Familientradition des Friedenskusses nicht in offener Feindschaft miteinander, dennoch verweist speziell der letzte Satz der Erzählung noch einmal darauf, dass mit deren Verhältnis zueinander vor der Verehelichung ihrer beiden

---

<sup>56</sup>*Der Hagestolz* (2005), S. 678

<sup>57</sup>*Der Hagestolz* (2005), S. 728

Kinder einiges nicht der äußerlich gewährten Ordnung entsprach: „Die Väter leben in so gutem Einvernehmen, als hätten sie sich viermal den Kuß von Sentze gegeben.“<sup>58</sup> Auch das sich anfangs schwierig gestaltende Verhältnis Ruperts und Hiltiburgs zueinander wird durch deren Liebeskuss im Zuge des familieneigenen Rituals (im wahrsten Sinne des Wortes) in Wohlgefallen aufgelöst. Auf diese Weise werden gleich zwei Friedensküsse in Liebesküsse transformiert. Einerseits eben jener der Kindergeneration, was sich in Ruperts wohl eher rhetorischen Frage „Hiltiburg, ist das nur ein Kuß des Friedens gewesen?“<sup>59</sup> manifestiert, die seine Cousine folgerichtig nicht mehr zu beantworten braucht. Andererseits überführt auch die Elterngeneration den einstmals gegebenen Friedenskuss in einen der Liebe: „Dann faßten sich die zwei Männer [Erkambert und Walchon, Anm. M.B.] in die Arme, und küßten sich herzlich auf die Lippen. ‘Walchon,’ sagte darauf mein [Ruperts, Anm. M.B.] Vater, ‘das ist doch ein Liebeskuß gewesen.’ ‘Ja, es ist ein Liebeskuß gewesen,’ entgegnete Walchon.“<sup>60,61</sup> Die Väter haben ihren Willen also durchgesetzt und vermittels Reproduktion einer Lösungsstrategie aus der Vergangenheit nicht nur den Familienbestand, sondern zugleich auch ihr Verhältnis zueinander restauriert. Kann *Der Kuß von Sentze* somit als beispielhaft für maximalen Erfolg durch Wiederholung eines bestehenden genealogischen Schemas angesehen werden?

Bleibt man rein auf Ebene der Elterngeneration verhaftet, wird man geneigt sein, diese Annahme zu bejahen. Hinsichtlich der Kindergeneration muss jedoch etwas genauer differenziert werden, wie die Ausführungen in Kapitel 2.2 illustrieren werden. Ähnlich verhält es sich auch in *Der fromme Spruch* und *Nachkommenschaften*. Das definierte Ziel der älteren Generation findet sich am Ende in die Tat umgesetzt, aber was bedeutet dies konkret für die jungen Protagonisten? Inwieweit werden sie instrumentalisiert, um Fehlschläge früherer Zeiten – die sie in werkspezifisch unterschiedlichem Maße auch selbst tangieren – in der Gegenwart und jedenfalls für ihre Eltern oder deren Substitute zu korrigieren? Denn ob ihnen die angetragene Entwicklung wahrhaftig zum Vorteil gereicht, erscheint letztenendes doch recht fragwürdig. Bevor wir uns dieser zweifelhaften Protagonisten-Genese genauer widmen, wird ein Exkurs im nachstehenden Kapitel 1.2.3 die Leerstellen und Doppelbesetzungen der Kernfamilienkonstellationen in den bereits diskutierten und anderen Werken Stifters noch einmal eingehender beleuchten.

### 1.2.3 Exkurs I: Doppelte Väter und halbe Mütter

Auf die lückenhaften Elternkonstellationen wurde in den bisherigen Ausführungen dieser Masterarbeit bereits mehrfach hingewiesen. In diesem Kapitel wird nun eine ausführlichere Un-

---

<sup>58</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1432

<sup>59</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1429

<sup>60</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1430f.

<sup>61</sup>Bemerkenswerterweise stellen diese Liebesküsse übrigens in beiden Generationen bereits den zweiten Kuss der beiden Beteiligten dar. Hiltiburg küsst Rupert vor seinem Einzug ins Feld in der nächtlichen Dunkelheit heimlich, und die Väter der beiden Protagonisten gaben sich ja bereits einst den Friedenskuss, um Unruhen wegen ihrer Zuneigung für ein und dieselbe Frau zu vermeiden.

tersuchung der Konsequenzen vorgenommen, welche aus diesen besonderen familiären Grundstrukturen für die Gesamtkonstrukte der Erzählungen erwachsen. Denn wie bereits festgestellt wurde, bleibt die Absenz leiblicher Mütter nicht ohne Auswirkungen für den Werdegang der Protagonisten. Im Grunde beeinflusst sie diesen ja schon expositiv, indem dadurch dem Willen der Väter keine ebenbürtige Kraft entgegenwirken kann. Somit erscheinen die mütterlichen Figuren, welche aber durchaus in den Texten vorkommen, in ihrer Funktion zu einem guten Teil beinahe alibhaft. Jede Form von potentielltem Einfluss, den diese 'Platzhalterinnen' ausüben könnten, wird zusätzlich noch dadurch gemindert, dass sie dem gesamten Protagonisten- und späteren Ehepaar als Ersatzmütter dienen müssen. Obwohl angenommen werden könnte, dass dies ihre Einflusskraft eher verdoppeln als schmälern sollte, tendiert die Bilanz ihrer Wirkungsmacht doch stark in Richtung einer Halbierung – vor allem, da die Ersatzmütter zudem auf unterschiedliche Weise als 'schwache' Charaktere konstruiert werden.

Allen voran vermag die Base Laran in *Der Kuß von Sentze* keine Form von Autorität geltend zu machen, schon gar nicht der ihr anvertrauten Hiltiburg gegenüber. Gleich nach Ruperts Eintreffen in Wien gibt seine Cousine eine Kostprobe ihres Ungehorsams. Selbst zweimaliger Bestellung durch die Base Laran leistet sie keine Folge. Wird dieses Fernbleiben ihrerseits mit Vorbereitungen für die Tanzveranstaltung am kommenden Abend begründet, mutet es umso absurder und beinahe schon impertinent an, dass sie an dieser schlussendlich rein repräsentativ teilhat – die Darstellung ihres Betragens an diesem Abend liefert nicht gerade ein Abbild gesellschaftlichen Anstands: „Hiltiburg tanzte nicht. Sie hatte das durch die Wahl des schwarzen Kleides erklärt, und wer es nicht verstand, dem sagte sie es. Man wußte den Grund nicht und sie gab keinen an. Sie saß in einer Ecke in einem rothen Sessel und sah auf die Dinge vor sich.“<sup>62</sup> Bei der selben Gelegenheit verfällt jedoch auch schon Rupert in unziemliches Verhalten, und die Passage hat einen ähnlichen Tenor: „Am Abend des nächsten Tages ging ich später zu dem Feste der Base, als man gewöhnlich zu thun pflegt. Ich erinnere mich der Ursache nicht mehr, welche meine Verspätung veranlaßte.“<sup>63</sup> Sein 'Ungehorsam' setzt sich im Schloss am Steine fort, wo Rupert, den Protesten der Base unnachgiebig, schließlich einen Abschied ohne Abschied plant (und durchführt), um eines Tages einfach ins Feld gezogen zu sein. All diesen etwas ungebührlichen Vorgängen wird von weiblich-(ersatz-)elterlicher Seite nichts suffizientes entgegengesetzt; die männliche Autorität der Väter findet kein Pendant bzw. Gegengewicht. Lediglich auf emotionaler Ebene geht die Mutterrolle doch noch auf: „Von der Base Laran wurde ich recht liebevoll behandelt. Die einsame alternde Frau war mir [Rupert, Anm. M.B.] wie eine Mutter.“<sup>64</sup> Die Charakterisierung der Base im zweiten Satz dieses Zitats ist hier nicht ohne Belang. Denn zieht man den gesellschaftlichen Verkehr in ihrem Haus in Betracht sowie die Tatsache, dass die Base nebst der ihr anvertrauten Hiltiburg noch zwei weitere, leibliche Kinder hat, so drängt sich nicht gerade der Eindruck einer einsamen Frau auf. Verwirft man zudem den

---

<sup>62</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1410

<sup>63</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1408f.

<sup>64</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1412

Gedanken, es könne sich hierbei um irgendeine abstraktere Form von Vereinsamung handeln, bleibt dieses Attribut in Kombination mit der (einzigen) Erwähnung fortgeschrittenen Alters und (der ebenfalls einzigen Erwähnung) der ersatzweise eingenommenen Mutterrolle jedenfalls bemerkenswert. Darin manifestiert sich die ohnehin labile Schwelle weiblicher Einflussnahme auf den Protagonisten sehr offenkundig.

Eine ebenfalls bereits gealterte Frau besetzt in *Der Hagestolz* mit etwas mehr Vehemenz jene Position, welche eigentlich der leiblichen Mutter zukommt. Auch Ludmilla belegt nur eine Stellvertreterrolle, die in ihrem suppletorischen Charakter durch die Verkettung unglücklicher Ereignisse der Vergangenheit noch verstärkt wird: „[... O]ft ist es mir, als hätte ich Dich auch wirklich unter meinem Herzen getragen – – und ich hätte Dich ja eigentlich unter meinem Herzen tragen sollen!“<sup>65</sup> Die Ziehmutter beendet diese Reminiszenz alter Gegebenheiten, von denen der Protagonist zu diesem Zeitpunkt streng genommen noch gar nichts weiß, indem sie Victor jenen Ort beschreibt, an welchem der Oheim sie einst in flagranti mit dem Vater überraschte. In Folge bedeutet Ludmilla ihrem Ziehsohn, diese Stelle im Wald nicht zu vergessen bzw. vielleicht noch am selben Tag aufzusuchen. Bereits an diesem Punkt der Erzählung wird also versucht, die Vergangenheit ein Stück weit in die Gegenwart hineinzuholen.<sup>66</sup> Allerdings spricht erst der Oheim explizit von den damaligen Begebenheiten, und somit können erst seine Worte als auslösendes Moment für Victors Brautwahl wirken. Es wird somit einmal mehr dem männlichen Part der Elternkonstellation überlassen, den entscheidenden Einfluss auf die Kindergeneration auszuüben. Die Beeinflussung durch die ‘halbe’ Mutter Ludmilla bleibt auf der Strecke. Mehr noch, genau das, wozu sie Victor vor Beginn seiner Reise zur einsamen Insel rät – nämlich sein Amt anzutreten und ein in seinem Besitz befindliches, aber vermeintlich unrentables Gut dem Oheim zu überlassen – verkehrt der Oheim letztlich ins Gegenteil, sodass der Protagonist am Ende seinen Hof zu Ungunsten des Amtes neu beleben wird.

Während die Ersatzmütter aus *Der Kuß von Sentze* und *Der Hagestolz* entweder durch die Erzählinstanz oder den Protagonisten (so diese beiden nicht ohnehin zusammenfallen) als alte Frauen beschrieben werden, stilisiert sich Gerlint aus *Der fromme Spruch* entgegen allen Widersprüchen seitens der jüngeren Generation selbst zur Greisin. Hinzu kommt ihr geschlechtsspezifisch etwas indefinites Auftreten, das aus ihrem Witwendasein, respektive ihrer Bestrebung, nie wieder einem Mann anzugehören sowie aus den mannigfaltigen Parallelen zu ihrem Bruder Dietwin und ihren wirtschaftlichen Tätigkeiten resultiert. Eine wahrhaftige Ziehmutterchaft wird Gerlint durch Subsummierung dieser Eigenschaften also von Haus aus verunmöglicht, allen Benennungen als ‘Mutter’ seitens der jungen Gerlint zum Trotz. Beim Oheim Dietwin wird eine solche Stilisierung zum Ersatzvater im Übrigen gar nicht erst angestrebt, was in Hinblick

---

<sup>65</sup>*Der Hagestolz* (2005), S. 669

<sup>66</sup>Die Überlagerung von Vergangenheit und Gegenwart, wie wir sie in *Der Hagestolz* vorfinden, wird in dieser Textpassage noch dadurch unterstrichen, dass Victor seiner Ziehmutter nach ihren Ausführungen mitteilen muss, dass er diesen Ort im Wald eigentlich noch gar nicht kennt. Im Gesamtzusammenhang interpretiert verweist dieser Wortwechsel auf die zugleich ungewisse und doch vorgezeichnete Zukunft des jungen Protagonisten.

auf die strikten Parallelstrukturen im Text umso mehr verwundern muss. Nichts desto weniger besetzt die (Ersatz-)Elterngeneration zumindest eine Vormundstellung gegenüber den jüngeren. Der Einfluss der Alten auf die Jungen erscheint im Vergleich zu den anderen hier diskutierten Werken auf den ersten Blick weniger durchschlagend. Daher scheint es nur folgerichtig, dass die finale Umsetzung des Willens der älteren auf eine Art Meta-Ebene verlagert wird. Es mag der obig definierten ‘Geschlechtslosigkeit’ Gerlints geschuldet sein, dass in *Der fromme Spruch* gleich beide Geschwisterteile verdoppelt werden und nicht bloß der väterliche Part – welcher in diesem Werk ja tendenziell grundsätzlich hinter dem weiblichen zurücksteht. In und vor dem Anblick der Gemälde Gerlints und Dietwins im Speisesaal finden ihre jüngeren Pendants schlussendlich endgültig zueinander. Doch nicht nur die Elterngeneration wird in diesen Bildnissen verdoppelt, sondern durch die immer wieder betonte physische Ähnlichkeit zu den Zieheltern letztlich auch die jüngere. Die Unterschwelligkeit des ersatzelterlichen Einflusses steuert in *Der fromme Spruch* also durch Reduplikationsmechanismen auf eine Klimax zu, von wo aus nur noch schwer entschieden werden kann, wer hier wen tatsächlich begehrt.<sup>67</sup>

Das wohl gravierendste Gegenbeispiel in Bezug auf die vage (so überhaupt vorhandene) Besetzung der Mutterposition im Familienkonstrukt stellt *Nachkommenschaften* vor. Die ‘Halbheit’ der Mutter konstituiert sich in diesem Werk schon primär in der Tatsache, dass Friedrich Roderers Mutter weder in persona auftritt, noch irgendeine nennenswerte Rolle spielt. Lediglich Susanna Roderers Mutter Mathilde ist tatsächlich präsent. Seitens des Familienzweigs, dem der Protagonist angehört, bleibt bestenfalls die Großmutter zu erwähnen, insofern diese als Gefäß genealogischen Wissens fungiert. Ansonsten versinkt allerdings auch sie in der Bedeutungslosigkeit. Mathilde wiederum tritt als eine Hälfte jenes Paares in Erscheinung, welches das zu reproduzierende Schema für die beiden jungen Protagonisten vorgibt. Sie nimmt jedoch auf keinerlei Art und Weise eine mütterliche Haltung oder Rolle gegenüber Friedrich Roderer ein – ganz im Gegensatz zur anderen Hälfte dieses Couples, Peter Roderer. Dieser übernimmt die väterliche Verdoppelung, die in den hier untersuchten Erzählungen ebenso vonstatten geht wie die ‘Halbierung’ der Mütter bzw. deren Stellvertreterinnen. Im sich entwickelnden täglichen Umgang Peter Roderers mit Friedrich sowie seiner Hilfestellung in diversen Angelegenheiten des Protagonisten – allem voran beim Bau des Blockhauses – konstituiert sich das latente Vater-Sohn-Verhältnis. Der ‘alte’ Roderer dient damit nicht nur seiner leiblichen Tochter Susanna als väterlicher Elternteil, er positioniert sich in dieser Funktion auch im familiären Gefüge des jungen Friedrich, dessen biologischer Vater in *Nachkommenschaften* nämlich ein beinahe ebensolches Schattendasein führt wie die Mutter. Der väterliche Einfluss Peter Roderers auf den Protagonisten im Vergleich zu dessen leiblichen väterlichen Elternteil wird im Kontext der Malerei sogar regelrecht hochstilisiert. So lässt sich Friedrich Roderer zu Beginn der Erzählung vernehmen: „Ich schrieb meinem Vater um die Erlaubniß, in diese Schule [in eine Schule für Malerei, Anm. M.B.] eintreten zu dürfen, und erhielt sie.“<sup>68</sup>; letztlich ist es je-

<sup>67</sup> Vgl. dazu die Ausführungen in Kapitel 2.2 bzw. darin insbesondere 2.2.3.

<sup>68</sup> *Nachkommenschaften* (2005), S. 1300

doch ebendiese Leidenschaft, welche Friedrich (unter anderem) aufgrund der Einwirkung Peter Roderers aufgibt. Vermittels seiner genealogischen Einsichten und Reflexionen erscheint der Schlossherr dem leiblichen Vater Friedrichs also gewissermaßen überlegen – und schließlich ist es auch Peter Roderers neues Schema roderer'scher Lebensführung, welches dem Protagonisten die Beendigung seiner malerischen Bemühungen als einzig vernünftigen Weg der weiteren Lebensführung aufzeigt. Kurzum, Peter Roderer unterminiert gewissermaßen die einstige Einwilligung des biologischen Vaters und überschreibt dessen Autorität mit seiner eigenen.<sup>69</sup>

Nicht in allen Texten wird die Verdoppelung der Vaterrolle in ein und derselben Person realisiert. In Walchon findet Rupert aus *Der Kuß von Sentze* eine Art zweiten Vater. Dessen Autorität in Hinblick auf die intendierte Heirat mit Hiltiburg knüpft direkt an jene Erkamberts an bzw. ist mit jener auf das engste verflochten: „[... V]ielleicht [...] erfolgt eine Eheverbindung, was der schönste Wunsch eurer [Ruperts und Hiltiburgs, Anm. M.B.] Väter ist.“<sup>70</sup> Noch verstärkt wird diese zweifache Vätermacht durch das Aufgreifen dieser Potenzierung in Ruperts Nachfrage: „[... W]enn aber jene Neigung nicht entsteht, die zu einer Ehe nothwendig ist, wirst du und Walchon dann noch die Verbindung wünschen?“<sup>71</sup> Die Verwendung des singulären *wirst* anstatt des pluralischen *werden* macht die Einheit in Willen und familiärer Position der Vaterfiguren dem jungen Protagonisten gegenüber offenbar.

In *Der fromme Spruch* und *Der Hagestolz* wiederum findet die Dualisierung gar nicht auf Ebene der Personen statt. Für *Der fromme Spruch* wurde bereits argumentiert, dass sich der ältere Dietwin in seinem eigenen Abbild (gemeint ist das Portrait im Speisesaal) noch einmal konstituiert. Da dessen Einfluss auf sein junges Pendant jedoch als eher gering(er) zu werten ist, wird zumindest ein Teil der Autorität auf den jüngeren Dietwin selbst verlegt. Dieser stellt wiederum qua seiner äußerlichen Ähnlichkeit mit dem Oheim schließlich einen Teil dieser zweifachen Verdoppelungsstruktur vor. *Der Hagestolz* beinhaltet ein recht analoges Szenario, auch hier muss der alte Oheim angesichts von Victors physischer Konstitution zunächst feststellen: „Morgen wirst Du das Bildniß Deines Vaters sehen, als er so jung war, wie Du. Es sieht Dir bis auf die Kleider ganz ähnlich.“<sup>72,73</sup>, was dann angesichts des direkten Vergleichs noch zu „Es ist eine erstaunliche Aehnlichkeit.“<sup>74</sup> gesteigert wird. Ferner verfügt auch dieser Protagonist über ein (vergleichsweise) erhöhtes Maß an 'Eigenautorität', welche zwar anfangs jener des Oheims

---

<sup>69</sup>In dieser Autoritätsverschiebung konstituiert sich die Klassifizierung der Halbierung (der Mütter) und Verdoppelung (der Väter), die in diesem Kapitel vorgenommen wird.

<sup>70</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1406

<sup>71</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1407

<sup>72</sup>*Der Hagestolz* (2005), S. 702

<sup>73</sup>Die Wortwahl erscheint in diesem Kontext übrigens bemerkenswert: Dem Ausspruch des Oheims nach ist es das Bildnis des Vaters, das eine Ähnlichkeit mit Victor ausweist, nicht der Vater selbst. Nun kann man geneigt sein, keinen relevanten Unterschied zwischen diesen beiden zu diagnostizieren; entspricht das Abbild einer Person ja ohnehin seiner physischen Konstitution. Doch was wird durch diese Verschiebung der Perspektive erreicht? Einerseits verschiebt sich damit auch das Näheverhältnis zwischen Victor und seinem Vater auf die Ebene der Kunst. Andererseits entsteht dadurch der Eindruck emotionaler Distanzierung, die es vorzieht, Erinnerung über ein artifizielles Erzeugnis zu rezipieren.

<sup>74</sup>*Der Hagestolz* (2005), S. 717

unterstellt bleibt, allerdings durch dessen Entgegenkommen sukzessive (im wahrsten Sinne des Wortes) expandiert werden kann. Exponentiell dazu wird der oheim'sche Machteinfluss kurzfristig aufgeweicht und erreicht erst wieder bei der finalen Aussprache mit Victor seine eigentliche Durchschlagskraft.

Während in drei der vier Erzählungen also gar keine leiblichen Mütter mehr vorhanden sind, wird die einzige derartige Repräsentantin durch vollständige Absenz im Handlungsverlauf in ihrer etwaigen Wirkungsmacht beschnitten. Die übrigen, etablierten Ersatzmütter erfüllen ihre Position lediglich bedingt – jedweder tiefgreifenderer Einfluss auf die Protagonisten wird negiert; dies noch untermauert durch ihre Charakterisierungen als Greisinnen.<sup>75</sup> Im Gegenzug steigt die Einflusskraft der Väter oder deren Substitute. Zusammenfassend kann demnach festgehalten werden, dass hier eine Disproportionalität der Autoritätsverhältnisse zugunsten eines patriarchal angelegten Systems vorliegt bzw. explizit geschaffen wird. Die in den analysierten Werken nachzuweisende enorme väterliche Wirkungsmacht erscheint umso plausibler als die Position der Mütter lediglich eine Leerstelle oder radikal unterbesetzt bleibt.

Doch nicht nur in den vier hier vordergründig diskutierten, sondern auch in einigen anderen Erzählungen Adalbert Stifters findet man sehr fragmentarische Verwandtschaftsstrukturen vor. Diese Bruch- und Leerstellen sind bemerkenswerterweise nicht im weitläufigen familiären Kreis verortet, sondern – ganz analog zu den bisherigen Erkenntnissen – in dessen innerstem Kern. Besonders häufig ist in den betreffenden Werken einmal mehr die Position der Mutter nicht besetzt, diejenige des Vaters hingegen gleich durch zwei Repräsentanten. Einer derartigen Konstellation begegnet man beispielsweise in *Der Hochwald* (1841). In dieser Erzählung vollzieht sich zum einen in Person des alten Gregors eine Verdoppelung der Vaterfigur. Zum anderen versucht der leibliche Vater Johannas und Clarissas darüber hinaus auch noch, das durch den Tod der Mutter entstandene Spatium nunmehr selbst auszufüllen: „Da die Mutter der Mädchen schon vor zehn Jahren gestorben war, so war es umso rührender, den alten Mann unter den mutterlosen Töchtern zu sehen – es ist eine Art von Zartheit darinnen, wie er mit ihnen umgeht, um ihnen das verlorne Mutterherz zu ersetzen.“<sup>76</sup> Gerade in diesem Text wird mit Nachdruck betont, dass die Position der Mutter auch mehr oder minder problemlos durch einen Vertreter männlichen Geschlechts besetzt werden kann; vorausgesetzt, jenes vermag sich in dieser Rolle wahrhaftig zu etablieren. Die Beschreibung des Blockhauses in *Der Hochwald* verdeutlicht, dass der Vater der Schwestern nicht nur auf einer rein emotionalen Ebene die fehlende Mutter sublimiert, sondern auch in organisatorischen Belangen 'weiblich' zu denken imstande ist – und mehr noch, sogar in der Lage ist, ganz vortrefflich zu antizipieren: „Alles war auf das vorsorglichste eingerichtet, nicht die kleinste Kleinigkeit, von Männern oft selten beachtet, aber für Mädchen von großem Werthe fehlte hier, und täglich entdeckten sie neuerdings, daß der Vater

---

<sup>75</sup>Im Gegensatz zu Stifter'schen männlichen Greisen haftet ihren weiblichen Pendants nämlich stets eine Art von 'Schwäche' an. Darauf wird im Folgenden noch zurückzukommen sein.

<sup>76</sup>Adalbert Stifter: *Der Hochwald*. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 1]. München: Carl Hanser Verlag 2005, S. 272

oft dahin vorgesehen hatte, wohin sie selbst bisher noch nicht gedacht.“<sup>77</sup> Obgleich der Mann hier also die ‘bessere’ Frau zu sein scheint, ist der Vater jedoch in Hinblick auf die nahenden kriegerischen Unruhen in der Rolle des Verteidigers seines Hab und Guts verhaftet. In seinen vorsorglichen Bemühungen bleibt er den Töchtern allerdings auch in gewisser Art und Weise im Blockhaus erhalten. Das Fernrohr als Distanzüberbrückung zum heimatlichen Schloss erzeugt eine zusätzliche Illusion von Nähe. Als wäre das noch nicht genug, wird den Mädchen außerdem ein leibhaftiges Vatersubstitut zur Seite gestellt. Konsequenterweise kann es sich dabei nur um eine Person handeln, welche vom kriegerischen Geschehen großteils unberührt bleibt – einen zunächst etwas seltsam anmutenden Greis, der sein Dasein hauptsächlich im Wald fristet. In Gregor figuriert sich ein gealtertes alter ego des Vaters, das die erklärte Obhut über die Töchter übernehmen kann und damit auch noch die (metaphorisch gesprochen) letzten Winkel der neuerlich aufgetanen Leerstelle auszufüllen vermag.

Die somit nicht komplett verwaisten Schwestern finden sich auch alsbald in die neue Familienkonstellation. Konkret heißt es nach dem Vorfall mit dem unter mysteriösen Umständen geschossenen Geier über dem See: „‘Gute Nacht, Vater,’ sagte Clarissa. ‘Gute Nacht, Tochter,’ erwiderte der Greis [Gregor, Anm. M.B.]“<sup>78</sup> In *Der Hochwald* ergibt sich aus dieser quasi-familialen Anordnung jedoch schließlich eine diffizile Verstrickung, bedingt durch das Auftauchen des Schweden Ronald bzw. der Liebe zwischen eben jenem und Clarissa. Will man Gregors Worte im folgenden Zitat nicht homoerotisch deuten, so kann in Hinblick auf den Altersunterschied zwischen Gregor und dem Schweden doch zumindest eine ansatzweise väterliche emotionale Basis seitens des Greises auch in Bezug auf Ronald angenommen werden.

„[...] Du weißt es, wie du in den Wald gekommen bist, wie du mich gefunden hast, wie ich dich lieb hatte, wie wir jagten, Kräuter suchten, Felsen bestiegen, wie wir uns ergötzen, als draußen die Sagen von dem furchtbaren Wildschützen und seiner kleinen Kugel – [...] du gingst fort von mir – ich habe deiner oft gedacht und es war mir, als gingest du mir ab.“<sup>79</sup>

Die Verquickung manifestiert sich nun in Gregors eigener Zuneigung zu dem jungen Schweden, welche mit seinen väterlichen Pflichten gegenüber der ihm anvertrauten Clarissa konfligiert: „[...] Er [der Vater der Schwestern, Anm. M.B.] hat mir diese Kinder gegeben, daß ich ihnen ein Vater sei, so lange sie im Walde leben, bis er sein Schloß aus der Gefahr gerissen – und da will es mich nun bedünken, daß ich dich fragen müsse, wer bist du denn, daß du um diese [Clarissa, Anm. M.B.] freiest [...]?“<sup>80</sup> Abgesehen von dieser Passage finden im Anschluss allerdings keine Interventionen Gregors bezüglich der Beziehung des Liebespaares mehr statt; auch wird diese seitens des Greises weder explizit goutiert noch davon abgeraten – trotz der widrigen Umstände, unter denen die junge Liebe zu bestehen sucht. Ferner ist diese exogame Paarung (zumindest oberflächlich betrachtet) losgelöst und somit prinzipiell unbeeinflusst von jedweden

---

<sup>77</sup> *Der Hochwald* (2005), S. 302

<sup>78</sup> *Der Hochwald* (2005), S. 318

<sup>79</sup> *Der Hochwald* (2005), S. 334

<sup>80</sup> *Der Hochwald* (2005), S. 334

Vorstellungen der Vaterseite. Dennoch wird das Scheitern dieser Verbindung dem leiblichen Vater Clarissens buchstäblich in die Hände gelegt.

„War es nun Verblendung, war es Verhängniß, das sich erfüllen mußte, wir [die Schlossbesatzung, Anm. M.B.] verstanden die Zeichen des Jünglings [des Schweden, Anm. M.B.] nicht, wie er so zuversichtlich vorritt, ja euer Vater mit allen Zeichen der Ueberraschung sah lange und unverwandt auf ihn hin – da sah ich nach und nach ein Roth in seine Wangen steigen, bis sie dunkel, wie in Zornesgluth brannten. Ohne eine Sylbe zu sagen schleuderte er mit einemmal seine Lanze gegen den Reiter, nicht bedenkend, daß sie auf diese Entfernung gar nicht treffen könne – jedoch war sie das Signal zu vielen andern [...]“<sup>81</sup>

Damit beschließt der Vater der Schwestern nicht nur die lebenslange Ehelosigkeit seiner älteren Tochter, sondern zugleich auch seinen eigenen Tod in Folge des anschließenden Sturms auf seine Burg. Insofern erscheint die Parallele zu den anderen diskutierten Werken dann doch wieder offenkundiger, obgleich der patrimoniale Wille in *Der Hochwald* durch ebensolches Handeln abgelöst bzw. ersetzt wird; und die väterliche Wirkungsmacht somit von einer rein abstrakten, geistigen Ebene auf Ebene einer sprichwörtlichen Handlungsmacht verlegt.

Obig geschilderter Ereignishergang erscheint im Übrigen nicht nur brisant, weil es sich bei der Paarkonstellation in dieser Erzählung um eine exogame Verbindung handelt – sondern darüber hinaus um eine Verbindung, welche zwei Menschen unterschiedlicher Herkunft zu vereinen intendiert, deren Heimatländer sich soeben im Krieg gegeneinander befinden. Nun mag man diesen Tatsachen mehr oder weniger Bedeutung beimessen; im Endeffekt wird eine (patrimoniale) Entscheidung zugunsten innerfamiliärer Liebe – namentlich der Schwesternliebe zu Ungunsten der geschlechtlichen Liebe – getroffen. Was an Emotion übrig bleibt, ist dementsprechend sowohl nach dem väterlichen Willen ausgerichtet als auch in endogame Kanäle gelenkt.

An dieser Stelle sei erwähnt, dass sich anhand von *Das alte Siegel* (1843) noch prägnanter aufzeigen lässt, auf welche Art und Weise patrimonialer Einfluss mitunter auch dann noch in das Leben der Kindergeneration hineinzuwirken vermag, wenn der Willensträger längst verstorben ist. Zwar bestehen in diesem Werk keinerlei Ansprüche oder Wünsche, die zu Lebzeiten jemals von väterlicher Seite an Sohn Veit Hugo Evaristus Almot gerichtet werden. Der fortdauernde Vaterbezug figuriert sich allerdings in der Erbschaft, die zur emotionalen Bürde avanciert. Dieses Erbe gestaltet sich einerseits wesenhaft, d.h. der Charakter des Sohnes gleicht dem des Vaters.<sup>82</sup> In dessen Beschreibung überlagern sich Vergangenheit und Gegenwart: „Das Allerbeste, was er [der Sohn Veit, Anm. M.B.] von dem Verstorbenen erben konnte, hatte er schon früher erhalten, seine durch und durch ehrenwerthe und makkellose Seele [...]“<sup>83</sup> Andererseits wird

---

<sup>81</sup>*Der Hochwald* (2005), S. 355f.

<sup>82</sup>Hier ließe sich also einmal mehr von einer Dualisierung sprechen. Andererseits kann ebenso argumentiert werden, dass sich der Vater eher ideell betrachtet verdoppelt; einmal zu Lebzeiten und einmal posthum.

<sup>83</sup>Adalbert Stifter: *Das alte Siegel*. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 1]. München: Carl Hanser Verlag 2005, S. 581

dem jungen Veit des Vaters altes Siegel mit der Inschrift *servandus nonnisi honos* vermachte; und es ist eben jenes väterliche Motto, welches das Leben des Sohnes auf so entscheidende und einschneidende Weise prägt. Dem patrimonialen Leitspruch gemäß lehnt Veit eine Beziehung zu der von ihm geliebten Frau (und ihrem gemeinsamen Kind) ab, als er erfährt, dass diese zu Beginn ihrer Verbindung eigentlich noch – obgleich unglücklich – verheiratet war. Der Konnex zwischen dem ideellen Erbe und Veits Zurückweisung der potentiellen Partnerin wird anhand von Veits Verrichtungen (nach der klärenden Aussprache) über das alte Siegel hergestellt: „Erst spät war er nach Hause gekommen, er legte sich nicht nieder, sondern schrieb bis zum Morgen an einem Briefe, dessen Inhalt nie bekannt geworden. Als er damit fertig war, und ihn gesiegelt hatte, blickte er düster auf die Buchstaben des Siegels, die in dem zweifelhaften Scheine des Morgens und seiner Kerze da standen [...]“<sup>84</sup> An jener Passage verdeutlicht sich ebenso, dass das patrimoniale Erbe durchaus mit dem kindergenerationalen Willen im Konflikt steht. Posthumer Gehorsam wird jedoch über die individuellen Wünsche gestellt. Erst viel zu spät verübt der Protagonist den Befreiungsschlag, indem er das alte Siegel „einmal, da er sich allein glaubte, in eine Schlucht des Morigletschers“<sup>85</sup> wirft.

Von einer solchen – wenn auch späten oder sogar verspäteten – Emanzipierung macht Heinrich Drendorf in *Der Nachsommer* (1857) im Angesicht der beiden Vaterfiguren keinerlei Gebrauch. Die Vater-Sohn(-artigen) Verhältnisse sind in diesem Werk eng an die Weitergabe von Wissen geknüpft. Der leibliche Vater sowie der Freiherr von Risach treten dem jungen Protagonisten vor allem als Lehrmeister entgegen. Während der leibliche Vater ihm mehr oder weniger freie Hand in der Herausbildung der eigenen Fähigkeiten lässt, lenkt der ‘Gastfreund’ Heinrichs persönliche wie wissenschaftliche Weiterbildung allerdings sehr gezielt. Das Autoritätsverhältnis zwischen den beiden wird sofort im Zuge und – man möchte fast sagen – anlässlich der ersten Begegnung hergestellt. Heinrich sucht ob eines vermeintlich nahenden Unwetters Zuflucht im Haus des Freiherrn, welcher wiederum beschwichtigt, ein solches werde über dieser Gegend wohl heute gar nicht niedergehen – und damit am Ende Recht behält. In diesem Licht erscheint das schutzsuchende Verhalten des Protagonisten beinahe kindlich-ängstlich, jedenfalls aber naiv. Im Verlauf der Erzählung wechseln sich die beiden Vaterfiguren jahreszeitlich bedingt in ihrem Einfluss ab, sodass zumindest immer einer über Heinrichs bildungsmäßige Entwicklung wacht. Erst gegen Ende des Werkes beginnen sich die Präsenzen der Väter zu überlagern, indem zunächst der Freiherr von Risach in der Hauptstadt gesehen wird, und schließlich der leibliche Vater des Protagonisten auch einmal das Haus des Gastfreundes besucht – die Zange patrimonialer Wirkungsmacht wird also schlussendlich endgültig zugeedrückt.

Auf weiblicher Seite herrscht in *Der Nachsommer* ein gewisses Ungleichgewicht vor. Während Heinrichs biologische Mutter (in Anbetracht der bisherigen Erkenntnisse in diesem Kapitel: wenig überraschend) in ihrer Bedeutung für den Handlungsablauf enorm restringiert bleibt,

---

<sup>84</sup> *Das alte Siegel* (2005), S. 617

<sup>85</sup> *Das alte Siegel* (2005), S. 617

spielt die Greisin Mathilde an der Seite des Freiherrn eine etwas gewichtigere Rolle. Allerdings muss diese Feststellung unverzüglich dahingehend relativiert werden, dass ihr Einfluss auf den Protagonisten größtenteils auf ästhetische Belange reduziert bleibt. „Als ich Mathilden das erste Mal sah, fiel mir das Bild der verblühenden Rose ein, [...] und später oft, wenn ich Mathilden betrachtete, gesellte sich das Bild wieder zu meinen Gedanken, es erregten sich neue und es erzeugte sich eine ganze Folge davon.“<sup>86</sup> Doch die Beschränkung reicht noch weiter: Anstatt diese abstrakt vorhandenen Bildnisse tatsächlich zu malen, geht Heinrich dazu über, schöne Jünglingsköpfe abzubilden – inspiriert vom Antlitz Gustavs, Mathildens Sohn.

Sofern also tatsächlich von weiblicher Beeinflussung des Protagonisten gesprochen werden kann, wird diese spätestens vermittelt Mathildens (wie auch Natalies) Lebenssituation geschmälert, welche sie zwingt, durchaus auch auf ‘männliche’ Art und Weise zu agieren:

Was endlich sie selber und Natalie betreffe, so sei das Leben der Frauen immer ein abhängiges und ergänzendes, und darin fühle es sich beruhigt und befestigt. Sie beide hätten den Halt von Verwandten und nahen Angehörigen, dem sie zur Festigung von Natur aus zugewiesen wären, verloren, sie leben unsicher auf ihrem Besitztume, sie müßten manches aus sich schöpfen wie ein Mann, und genießen der weiblichen Rechte nur in dem Widerscheine des Lebens ihrer Freunde [...]. Mich hatte diese Darstellung Mathildens beinahe ernst gemacht.<sup>87</sup>

Demgegenüber steht die wirkungsarme leibliche Mutter Heinrichs, für die eine solche Notwendigkeit nicht besteht. Sie verharrt in einflussloser Position, da bzw. damit die patrimoniale Wirkungsmacht sich in (leibhaftiger) Gestalt des Vaters innerhalb dieser Familienkonstellation frei entfalten kann. Insgesamt gravitiert die Waagschale väterlicher Autorität im Verlauf dieser Erzählung jedoch generell mehr und mehr in Richtung des Freiherrn von Risach. Je nachdem, wie integriert man Natalie und Heinrich in dessen ungewöhnliches familiäres Konstrukt voll ersatzweise gefüllter Bruchstellen erachtet, weist die Ehe zwischen den beiden jungen Protagonisten dementsprechend leicht endogame Züge auf (oder eben nicht).

Ebenfalls als außergewöhnlich ist das Familiengefüge in *Der Waldbrunnen* (1866) zu bezeichnen. Jene beiden Figuren, die am Ende eine eheliche Verbindung eingehen, leben unter großelterlichem Einfluss. Franz, weil seine Eltern bereits verstorben sind; Jana wiederum aus freien Stücken. Die aufgetane Leerstelle innerhalb der Familienstruktur durchzieht somit einmal mehr die ganze Kindergeneration. Janas Mutter taucht zwar im Handlungsverlauf auf, jedoch wird ihrer im Zuge dessen ausgesprochenen Bitte an Franzens Großvater Stephan, das Mädchen zu überreden, zu ihr und der Schwester zu kommen anstatt ihr Dasein bei der Großmutter zu fristen, insofern Folge geleistet als Jana stattdessen am Ende in Stephans Familie integriert wird. Ein wahrhaftiger Bezug Julianas zu ihrer leiblichen Kernfamilie wird in keiner Art und Weise greifbar gemacht. Generell scheinen der Großvater von Franz und Katharina sowie Janas Groß-

---

<sup>86</sup>Adalbert Stifter: *Der Nachsommer. Vollständige Ausgabe nach dem Text der Erstausgabe 1857*. München: Winkler 1949, S. 404

<sup>87</sup>*Der Nachsommer* (1949), S. 477f.

mutter eher zu konstituieren, was man im Kontext dieser Erzählung als Kernfamilie anzusehen geneigt sein kann – und es ist das ‘wilde Mädchen’ selbst, welches die latente Paarung der beiden Greise beschwört: „‘Du bist ein alter Mann, sie ist eine alte Frau, [...] sie ist schön und Du bist schön.’”<sup>88</sup> Die Verbindung wird hier zunächst durch das *Du, sie* hergestellt, um im nächsten Satz bereits zu einem konjugierten *sie und du* zu avancieren. Bei dieser abstrakten Form der Zusammengehörigkeit bleibt es jedoch auch schon wieder bewenden. Mehr noch, der Beziehung zwischen Franz und Juliana geht ein schwer zu definierendes engeres Verhältnis zwischen dem jungen Mädchen und dem alten Stephan voraus. Dieser meint, in dem wilden Kind endlich jenes bedingungslose Liebesglück gefunden zu haben, dessen Absenz er zu Beginn der Erzählung zutiefst betrauert. „‘So ist es denn zum ersten Male in meinem Leben, daß ich von Jemandem um meiner selbst willen geliebt werde [...]. Ich danke Dir für dieses süße, bisher ungekannte, mir zum Schlusse meines Lebens gegebene Gefühl, Du mein gerechter, mein guter Gott!’”<sup>89</sup> Der Unbotmäßigkeit einer solchen Paarung wird letztlich eben dadurch Abhilfe verschafft, dass der Enkel an seiner statt mit Jana ehelich verbunden wird.

Doch die damit einhergehende Eingliederung Julianas in die vom Großvater dominierte Familie gestaltet sich nicht ganz reibungslos, was in Kapitel 2.3 noch konkreter illustriert werden soll. An dieser Stelle lässt sich jedenfalls konstatieren, dass der großmütterliche Einfluss in *Der Waldbrunnen* allen gegenteiligen Bemühungen Stephans zum Trotz eine immense und damit stärkere Gewichtung erfährt als der exogam-patrimoniales. Den entscheidenden Faktor stellt in diesem Zusammenhang jedoch die Freiwilligkeit dieses Zustandes vor. Letztlich konstituiert sich die allen anderen Einflüssen resistente Bindung Janas zu ihrer Großmutter auch dadurch, dass es sich bei der alten Frau um eine geistig retardierte Person handelt, welche eher unter der Wirkungsmacht der Enkelin steht als umgekehrt: „‘[...] Ich [Jana, Anm. M.B.] bin die Mutter der Großmutter, ich bin ihre Schwester, ich bin ihre Obrigkeit, ich bin ihre Magd [...].’”<sup>90</sup> Dementsprechend könnte man eventuell alle handlungsentscheidenden weiblichen Personen mit Ausnahme Katharinas als ‘halbe’ Mütter ansehen. Die väterliche Potenzierung figuriert sich in Stephans vormundschaftlichen Auftreten dem späteren Ehepaar gegenüber und in der Tatsache, dass ebendiese Ehe schließlich auch geschlossen wird – d.h. der (groß-)väterliche Wille einmal mehr zur Umsetzung kommt. Eine Generationsverschiebung wird auch in diesem Werk Stifters in Kauf genommen.

Es kann also festgehalten werden, dass die (groß-)mütterlichen Figuren in den Erzählungen Stifters gegenüber den Vätern zumeist das Nachsehen haben. Vor allem, da sie diese ihre Position oftmals lediglich als Stellvertreterinnen oder gar Platzhalterinnen einnehmen, während die Position des Vaters von einem ebensolchen, leiblichen bekleidet wird – mitunter zusätzlich auch noch von dessen Verdoppelung. Doch selbst ‘richtige’ Mütter werden bisweilen unterminiert,

---

<sup>88</sup> Adalbert Stifter: *Der Waldbrunnen*. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, S. 1387

<sup>89</sup> *Der Waldbrunnen* (2005), S. 1394

<sup>90</sup> *Der Waldbrunnen* (2005), S. 1397

so wie in *Der Heilige Abend* (1845). In diesem Werk wird die leibliche Mutter Konrads und Sannas zum exogamen Element innerhalb der strikt endogam organisierten dörflichen Gemeinschaft stilisiert.

[E]s ist aber fast nie geschehen, daß ein Mann in eine andere Gegend hinüber geheiratet hatte. Weil es aber auch ziemlich unerhört ist, daß im Gschaidler Thale sich eine Fremde angesiedelt hätte, indem sie immer nur unter einander heiraten, so wurde die junge Schustersfrau auf alle Zeit hin gleichsam wie eine Ausländerin betrachtet [...].<sup>91</sup>

Die Desintegration überträgt sich auch auf die beiden Kinder.<sup>92</sup> Jene können diese Form des Ausschlusses allerdings im Zuge der Ausnahmesituation, welche ihr kurzfristiges Verschwinden innerhalb des Dorfes auslöst, überwinden. Die Mutter hingegen wird in diesen Prozess nach wie vor dezidiert nicht miteinbezogen, sondern an ihrer statt die kommenden Generationen: „Die Kinder waren von nun an, da sie von den Gschaidern gerettet wurden, erst rechte Eingeborne des Dorfes, und sie werden von diesem heiligen Abende reden, so lange sie auf dem Schusterhause in Gschaid leben, und ihre Kinder und Kindeskindern werden noch davon erzählen [...]“<sup>93</sup> Selbst durch die Extremsituation will eine Eingliederung der Mutter also nicht gelingen bzw. scheint nicht einmal in irgendeiner Art und Weise überhaupt zur Debatte zu stehen. Sie bleibt zum ewigen Fremd-Sein verdammt.

Auslöser der sich auf das gesamte Dorf ausbreitenden Katastrophensituation ist die aufrechte Zugehörigkeit der Mutter Konrads und Sannas zu ihrem Heimatdorf bzw. zu der dort noch ansässigen Großmutter – ein weiterer Seitenhieb in Richtung der mütterlichen Linie. Ferner wird auch das exogame Moment der Ehe zwischen der Mutter und dem Schuster als ein Teil der Ursache des Übels impliziert:

[D]ie Mutter [hing] sehr an ihren Kindern, sie hegte und pflegte dieselben, und wenn sie sie liebkooste, so ging auch ein wehmüthiger Theil ihres Herzens jenseits des Gebirges hinüber zu der eigenen Mutter, die sie verlassen hatte, zu der Großmutter der Kinder, die die Kleinen sehr liebte, und mit weichherziger Sehnsucht nach ihnen verlangte. Daher machte sich auch etwas anders, nämlich, daß die zwei Kinder die einzigen waren, welche den Weg über den Hals hinüber in's Millsdorfer Thal öfter zurücklegten als alle andern Bewohner, und daß sie daher gleichsam noch immer halbe Fremde und Ausländer in Gschaid waren, die zum Theile hinüber gehörten.<sup>94</sup>

Aus der Erfordernis des Hin-, und Herwanderns der Kinder sowie einer mehr als fälschlichen

---

<sup>91</sup> Adalbert Stifter: *Der heilige Abend*. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, S. 906f.

<sup>92</sup> In Claude Lévi-Strauss' kulturanthropologischem Werk, dessen hier relevante Thesen in Kapitel 1.1.1 dargelegt wurden, heißt es fast analog hinsichtlich dieses Belangens, dass wenn „eine Frau in das Dorf ihres Ehemanns zieht, das manchmal sehr weit von ihren Angehörigen entfernt ist, während sie selbst und ihre Kinder innerhalb der Gruppe mit der sie doch verbunden sind, stets Fremde bleiben werden.“ (*Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* (2017), S. 193)

<sup>93</sup> *Der Heilige Abend* (2005), S. 933

<sup>94</sup> *Der Heilige Abend* (2005), S. 907

Wetterprognose der Großmutter resultiert letztlich die (lebens)bedrohliche Situation, in welche Konrad und Sanna sich hineinbegeben. Die matrimoniales Organisation des Millsdorfer Teiles der Familie erfährt in *Der Heilige Abend* demnach eine durchwegs negative Konnotation, obgleich damit nicht gemeint sein soll, dass die Millsdorfer Großmutter an sich ausschließlich in einem negativen Licht dargestellt würde.<sup>95</sup>

Diese Großmutter ist im Übrigen nicht die einzige aus dem Stifter'schen Œuvre, auf deren Wettervorhersagen besser nicht vertraut werden sollte. Auch in *Kazensilber* (1853) sorgt eine derartige Fehleinschätzung dafür, dass die Enkelkinder in Gefahr geraten. Die mütterliche Linie der Familie versagt in diesem Werk gewissermaßen gänzlich. Mutter und Großmutter verlassen sich beim Brand des Hauses gegenseitig aufeinander, was die Rettung des kleinen Sigismund anbelangt, mit der Folge, dass keine der beiden ihn aus dem brennenden Gebäude mit sich nimmt. Das drohende Unglück erscheint umso dramatischer als es sich bei dem Jungen um den einzigen männlichen Nachfahren handelt. Außerdem schlagen die Bemühungen der Mutter, das 'wilde Mädchen' in die Familie zu integrieren, schlussendlich fehl; und damit eine latent angedeutete potentielle spätere Verbindung zwischen dem namenlosen Kind und Sigismund.<sup>96</sup>

[A]ls schon viele Jahre vergangen waren, als die Großmutter schon gestorben war, als der Vater schon gestorben war, als die Schwestern Gattinnen in fernen Gegenden waren: war es Sigismund [...] als huschte der Schatten des braunen Mädchens an ihm vorüber, er fühlte ein tiefes Weh im Herzen, und dachte: wie oft mußte es herüber gekommen sein, wie oft mußte es einsam gewartet haben [...] und wie hat es seinen Schmerz, den es sich in der neuen Welt geholt hatte, in seine alte zurück getragen.<sup>97</sup>

Die misslungene Eingliederung des braunen Mädchens in die Familie aus *Kazensilber* wird in Kapitel 2.3 noch eingehender diskutiert. An dieser Stelle sei jedenfalls festgehalten, dass das großmütterliche Fehlverhalten mit Kompensationsleistungen anderer Figuren einhergeht. Wir finden in diesem Werk also die Mutterpositionen innerhalb der Familie durchwegs besetzt, jedoch durch Personen, deren Handlungen konfliktreiche, wo nicht gar gefährdende Situationen heraufbeschwören. Anders gesagt stellt auch *Kazensilber* letztlich eine Absage an mütterlich ausgerichtete familiäre Strukturen bzw. Wahrnehmung von Verantwortungen dar.

In diesem Zusammenhang stellt die Großmutter aus *Das Haidedorf* (1840) ein etwas ambivalentes Bild vor. Einerseits ebnet sie vermittels ihres Erzählens der Bibelgeschichten dem Protagonisten seinen Bildungsweg, andererseits schlägt Felix die höchste Ehre, die ihm nach ausbildungsbedingter Abwesenheit durch den König selbst zuteil werden soll, rundum einfach aus.

<sup>95</sup>In diesem Kontext sei noch vermerkt, dass die Ehe zwischen dem Vater und der Mutter auch nur durch den großmütterlichen Einfluss erwirkt wurde, d.h. ansonsten gar nicht zustande gekommen wäre.

<sup>96</sup>Man könnte an dieser Stelle also mitunter auch sagen, dass durch das Verschwinden des 'braunen Mädchens' eine quasi-endogame Beziehung nicht eingelöst wird, vgl. dazu einen ähnlichen Ansatz in Eva Geulen: Kinderlos. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 2015, Band 40, Heft 2, S. 429

<sup>97</sup>Adalbert Stifter: *Kazensilber*. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, S. 1288

Die Auszeichnung, welche dem Protagonisten angetragen wird, verdankt sich seinem Dichten, dessen Ursprungsambition explizit auf die Großmutter zurückzuführen ist und auch zurückgeführt wird: „Ist er ein solcher [großer Dichter, Anm. M.B.]!“ rief jubelnd die uralte Frau, ‘so hab’ ich es immer vorausgewußt, und ich habe ihn dazu gemacht, denn ich habe die goldenen Tropfen aus dem Buche der Bücher in sein Herz geworfen [...]’<sup>98</sup> Jedoch wird, wie soeben erwähnt, die Honoration und damit das aus matrimonialer Einflusskraft geschöpfte Verdienst zugunsten der väterlichen Sorge um die Ernte zurückgewiesen: „König und Herr! nimm das [Geschenk, Anm. M.B.] zurück; aber willst Du mich ehren, so höre eine Bitte: Gott, der strenge Richter und Herr, hat uns verschlossen den Schooß seiner Wolken, und die Ernte Dieser verschmachtet; laß ihnen reichen ein wenig des Kornes aus Deinen Kammern [...]’<sup>99</sup> Am Ende wird die vermeintlich positive Beeinflussung von (groß)mütterlicher Seite also zwar vielleicht nicht gerade komplett in ihr Gegenteil verkehrt, allerdings prononciert hinter patrimoniale Belange zurückgestellt.

Betrachten wir die Erkenntnisse des ersten großen Abschnittes dieser Masterarbeit – und hier insbesondere die in Kapitel 1.2 gewonnenen Einsichten –, so überrascht es umso mehr, dass den weiblichen Protagonistinnen der vier primär analysierten Erzählungen beinahe so etwas wie subversive emanzipatorische Tendenzen zugeschrieben werden können. Wird die elterngenerationale weibliche Kraft also mehr oder weniger komplett ausgeblendet, figuriert sie sich in der Kindergeneration in gesteigerter Ausprägung. Die männlichen Pendants hingegen fügen sich weitaus bereitwilliger nicht nur patrimonialen Anordnungen, sondern auch in von dieser Seite in Gang gesetzte Prozesse, welche in kompletter Auflösung der Individualität im Familienkollektiv gipfeln. Wie diese Entwicklungen konkret vonstatten gehen und weshalb sie schlussendlich auch die weiblichen Parts der am Ende ehelich Verbundenen erfassen, ist Gegenstand der Untersuchungen im zweiten großen Abschnitt dieser Masterarbeit, welchem wir uns nun zuwenden.

---

<sup>98</sup> Adalbert Stifter: *Das Haidedorf*. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 1]. München: Carl Hanser Verlag 2005, S. 53

<sup>99</sup> *Das Haidedorf* (2005), S. 54

## 2 Kultivierungsprozesse

Der zweite Abschnitt dieser Masterarbeit befasst sich mit den Kultivierungsprozessen der Protagonisten in den hier primär untersuchten Werken Adalbert Stifters. Die Verwendung des Begriffes ‘Kultivierungsprozess’ ist der Tatsache geschuldet, dass man die Entwicklungen der Protagonisten hin zu einem ehefähigen Zustand in einem übertragenen Sinne als einer Kultivierung in ihrer naturwissenschaftlichen Bedeutung nicht unähnlich ansehen kann. Genauer gesagt ist unter diesem Terminus im Kontext der Analyse der nachstehenden Kapitel die Loslösung von individuellen Leidenschaften und Neigungen zugunsten einer Einpassung in ein (inner)familiär-kollektives Schema zu verstehen.

Im ersten Kapitel dieses Abschnitts, 2.1, werden einleitend die Expositionen der Protagonisten und ihrer Familien untersucht. Zunächst wird aufgezeigt, dass sich die Protagonisten aller vier Werke zu Handlungsbeginn an einem entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens befinden und ferner, dass die künftigen Eheleute einander eingangs skeptisch wo nicht abgeneigt gegenüberstehen. Anschließend werden die gesellschaftliche Handlungs(un)fähigkeit der Familien sowie etwaige Gründe dafür erläutert.

Kapitel 2.2 ist der eingehenden Beschreibung und argumentativen Untersuchung der in den Texten vonstatten gehenden Ent-Individualisierungsprozesse gewidmet. Zuerst wird in Kapitel 2.2.1 ausgeführt, dass und wie Veränderungen auf emotionaler Ebene fast ausschließlich anhand von modifizierten Tagesabläufen oder an einem anderen Umgang mit bestimmten Gegenständen bzw. an deren Beschaffenheit selbst abgelesen werden können. Die bedeutsame Rolle der (Hilfs-)Wissenschaften für den Werdegang der Protagonisten und wie diese seitens der Elterngeneration eingesetzt werden, um die Kindergeneration in die für sie vorgesehenen Bahnen zu lenken, steht im Fokus der Analyse in Kapitel 2.2.2. Schließlich befasst sich Kapitel 2.2.3 mit unterschiedlichen noch fehlenden Bausteinen der einzelnen Kultivierungsprozesse, die zur Auflösung des jeweiligen Individuums im familiären Kollektiv wesentlich beitragen.

Der Exkurs in Kapitel 2.3 beschließt den zweiten großen Abschnitt dieser Masterarbeit. Dort wird ein konziser Abriss etwas anders gearteter Kultivierungsprozesse aus zwei Werken Stifters – *Der Waldbrunnen* (1866) und *Kazensilber* (1853) – gegeben. Konkret wird an dieser Stelle die versuchte Eingliederung der sogenannten ‘braunen’ oder auch ‘wilden Mädchen’ in eine Familie (welche nicht ihre eigene, leibliche ist) untersucht; respektive welche Faktoren für das Gelingen oder Scheitern dieser Unternehmungen verantwortlich sind.

### 2.1 Expositionen

Die Ausgangslagen der Protagonisten aus *Der Kuß von Sentze*, *Der fromme Spruch*, *Nachkommenschaften* und *Der Hagestolz* überschneiden sich primär hinsichtlich der Tatsache, dass

die (männlichen) Vertreter der Kindergeneration allesamt an einem Wendepunkt ihres Lebens angekommen sind. Sie haben entweder soeben eine Art von Ausbildung oder einen ‘Dienst’ vollendet bzw. beendet, wie Gerlint und Dietwin in *Der fromme Spruch*; oder – und dies ist in der Mehrzahl der Texte der Fall – sie stehen kurz davor, eine(n) ebensolche zu beginnen, wie Victor in *Der Hagestolz*. Fasst man den Horizont beruflicher oder quasi-beruflicher Projekte etwas weiter, so kann man Friedrich Roderers Ansinnen, das Lüpfinger Moor in all seinen Facetten abzubilden, auch als eine Form von Neubeginn ansehen.<sup>100</sup> In sämtlichen Werken wird dieser Auftakt zu einem mehr oder minder neuen Lebensabschnitt auch explizit markiert.

Besonders eklatant und durchaus ein wenig unvermittelt findet sich diese Markierung in *Nachkommenschaften* formuliert, wo es gleich eingangs heißt: „So bin ich unversehens ein Landschaftsmaler geworden.“<sup>101</sup> Nun steht der Beginn von Friedrich Roderers Landschaftsmalerei allerdings temporal weit hinter dem Einsetzen der Handlung zurück, und somit muss zunächst die (wenn man so will) Genealogie dieser seiner Beschäftigung aufgerollt werden. Bemerkenswerterweise geht diese Schilderung nahtlos in einen kurzen familiengeschichtlichen Abriss der Roderer über bzw. verquickt sich mit jenem schließlich vollends, als es darum geht, wer die (gelungenen) Bilder des Protagonisten dereinst erhalten soll. Der ‘Neubeginn’ wird hier also in die zugehörige Vorgeschichte eingebettet; Gegenwart und Vergangenheit überlagern sich gleich in der Eingangspassage.<sup>102</sup> Eine geraffte Darlegung der Familiengeschichte steht auch am Beginn der Novelle *Der Kuß von Sentze*. Der Fokus wird erst anschließend auf den Protagonisten Rupert gelenkt, dessen Aufzeichnungen (als eine in einer ganzen Reihe von Aufzeichnungen) am Tag seiner Mündigwerdung einsetzen. In *Der fromme Spruch* vollzieht sich der Wandel hin zu einem neuen Lebensabschnitt für Gerlint und Dietwin der jüngeren Generation entweder erst – so wird Gerlint aus dem Mädchenpensionat, in welchem sie ihre Ausbildung genoss, nach Biberau geholt –, oder hat sich bereits kurz vor dem Einsetzen der Handlung vollzogen – wie bei Dietwin, der seinen militärischen Dienst quittiert, um sich ganz den verwalterischen und wirtschaftlichen Belangen seiner Besitzungen zu widmen. Die breiteste Ausgestaltung eines Umbruchs herrscht in *Der Hagestolz* vor, wo zunächst noch der Abschied vom alten Leben auf tragisch inszenierte Weise zelebriert wird, bevor Victor sich auf die Reise zur einsamen Insel seines Oheims macht. Während die Handlung der meisten hier untersuchten Werke also „mit einem Paar einsetzt, das aus Individuen besteht, welche keine Vorgeschichte besitzen, die hinter

---

<sup>100</sup>Vor allem, wenn zudem berücksichtigt wird, dass er seine vorhergehende Unternehmung – namentlich ein Bildnis des Dachsteins aus einer bestimmten Perspektive zu malen – vor Einsetzen der Erzählung beendet hat.

<sup>101</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1297

<sup>102</sup>In diesem Zusammenhang scheint erwähnenswert, dass die Überschneidung von gegenwärtigem und vergangenem sich in *Nachkommenschaften* zusätzlich auf einer übergeordneten Erzählebene manifestiert. So wechselt die Wiedergabe der Handlung im Verlauf immer wieder zwischen Präsens und Präteritum, ohne dass diese Alternation auf irgendeine Weise motiviert würde. Eine ähnliche temporale Kollision steht im Übrigen auch am Beginn von *Der fromme Spruch*: „Dietwin von der Weiden hatte die Gepflogenheit, an jedem vier und zwanzigsten April gegen den Abend in das Gut seiner Schwester einzufahren. Am vier und zwanzigsten April des Jahres 1860 fuhr er um fünf Uhr nachmittags durch das Tor des Schlosses ein.“ (*Der fromme Spruch* (2005), S. 1433). Mehr noch könnte hier sogar argumentiert werden, dass alle drei Zeiten – d.h. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – vertreten sind bzw. miteinander durch das Band der alljährlichen Gewohnheit verknüpft werden.

die [intendierte, Anm. M.B.] Paarbildung zurückreicht“<sup>103</sup> und die von irgendeiner nennenswerten Relevanz für die folgenden Ereignisse wäre, folgt diesem Protagonisten seine Vergangenheit sogar in Form des Spitzes in den neuen Lebensabschnitt hinein. Das neue Stadium beginnt jedoch letztlich nicht wie eigentlich vorgesehen mit Victors Antritt seines Amtes in der Stadt. Der Wandel vollzieht sich stattdessen auf drastische Art und Weise innerhalb des interimistischen Zustandes des Aufenthalts bei seinem Oheim, weshalb dieser Besuch rückwirkend betrachtet als eigentlicher Wendepunkt angesehen werden muss.

Der Wille der Elterngeneration in Hinblick auf die intendierten künftigen Ehen manifestiert sich in den beiden späten Erzählungen *Der Kuß von Sentze* und *Der fromme Spruch* mehr oder minder im selben Atemzug wie der lebensabschnittsbezogene Umbruch in der Kindergeneration artikuliert oder beschlossen wird. Der Übergang von einem Tagesordnungspunkt zum anderen vollzieht sich in *Der Kuß von Sentze* besonders abrupt:

„Du [Rupert, Anm. M.B.] bist heute fünfundzwanzig Jahre alt, und nach dem Brauche unseres Hauses mündig geworden. [...] Wenn wir die Feier des heutigen Tages beendet haben, werde ich die Habe, über die du jetzt schon gebieten kannst, einhändigen und dir die Rechnung übergeben, die ich als dein Vormund geführt habe. Jetzt muß ich ein anderes Wort zu dir sprechen.“<sup>104</sup>

In *Der fromme Spruch* hingegen wird der seitens Gerlints und Dietwins gehegte Wunsch gegenüber den Betroffenen erst gar nicht geäußert. Deren relative Autonomie, welche in der Erzählung vor allem im Vergleich zu den Protagonisten der anderen Texte auffällt, korreliert mit dem geheim gehaltenen Vorhaben der elterlichen Substitute. Im Gegensatz zu *Der Kuß von Sentze*, wo das väterliche Ansinnen gleich von beiden beteiligten väterlichen Parteien über den Protagonisten Rupert hereinbricht, bedienen sich Gerlint und Dietwin in *Der fromme Spruch* des Prinzips der Geheimhaltung, denn

„[...] eine Ehe auf Empfehlung wäre wie bei uns Soldaten ein Gebet auf Befehl. Ich [Dietwin der ältere, Anm. M.B.] glaube, ich bin unvermählt geblieben, weil man mir so viele Mädchen angeraten hat.“ „Nun, nicht so empfehlen schlechthin, sondern auf Umwegen,“ sagte Gerlint. „Die werden bemerkt,“ entgegnete Dietwin. „Einmischung meine ich gar nicht. Dietwin ist jetzt in Weidenbach, er kömmt oft zu dir. Gerlints Erziehung ist, wie du sagst, vollendet, es ist nun nichts natürlicher, als daß du sie zu dir unter deine mütterliche Aufsicht nimmst, und ihr deinen Umgang vergönnt. So sehen sich die jungen Leute dann öfter. Wer weiß es, mit welchen Augen sie sich jetzt betrachten. [...]“<sup>105</sup>

Hinsichtlich der endogamen Ehwünsche der Elterngeneration werden in den beiden Texten also diametral entgegengesetzte Strategien verfolgt. Auf der einen Seite steht die unumwundene Aussprache durch die zwei involvierten Väter. Rupert wird also gewissermaßen von beiden

---

<sup>103</sup>Susteck (2010), S. 364

<sup>104</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1406

<sup>105</sup>*Der fromme Spruch* (2005), S. 1448

Seiten in die patrimoniale Willenszange genommen. Auf der anderen Seite finden sich absolutes Stillschweigen (sowie äußerste Vorsicht, nicht auch nur irgendeinen Verdacht zu erwecken) und unterschwelligere Mittel, die zu Verehelichenden einander nahe zu bringen. Denn eines ist sowohl Rupert und Hiltiburg aus *Der Kuß von Sentze*, als auch Gerlint und Dietwin (der jüngeren Generation) aus *Der fromme Spruch* gemein: Die künftigen Brautleute können einander anfangs eigentlich gar nicht wirklich leiden. Dementsprechend scheint allen Beteiligten von Anbeginn an offenkundig, dass sich die erhoffte Zuneigung eben nicht sogleich einstellen wird. So schreibt Rupert in *Der Kuß von Sentze* in seinem ersten und einzigen Brief an Cousine Hiltiburg: „Denke Dir aber nicht, daß ich in dem Sinne nach Wien komme, Dich durchaus heiraten zu wollen“<sup>106</sup> – und nach seiner Ankunft in der Landeshauptstadt verkündet die intendierte Braut im Gegenzug: „Sei mir gegrüßt, mein kleiner Vetter und Bräutigam, lebe nun neben mir und siehe, wie es mit uns wird.“<sup>107</sup> In *Der fromme Spruch*, aber auch in *Nachkommenschaften* hingegen artikuliert vor allem die ältere Generation Bedenken, dass die wahrhaftige Neigung der zu verheiratenden Protagonisten sich wohl erst final einstellen wird:

„Ich [Peter Roderer, Anm. M.B.] kenne Sie [Friedrich Roderer, Anm. M.B.] nur einige Monate und achte Sie mehr, als Sie vielleicht wissen. Ob aber sonst Ihr Wesen zu dem Susannas passe oder Susanna zu Ihrem, kann jetzt Niemand wissen. Schließen Sie sich uns an, und wenn die Zeit, die nöthig ist, daß sich die Zusammenstimmung kläre oder die Mißstimmung eröffne, um ist, dann geschehe, was eben diese Zeit gereift. [...]“<sup>108</sup>

Ein analoges Ansinnen findet sich in *Der fromme Spruch*. Finden die Protagonisten also scheinbar von alleine zueinander, begegnet die Elterngeneration dieser Zusammenfindung – egal, ob von dieser selbst herbeigeseht oder nicht – zunächst mit Skepsis und Beschwichtigungen, noch eine Zeit lang abzuwarten. Erfüllt sich hingegen, was von Anfang an beabsichtigt war, steht der ehebaldesten Eheschließung von elterlicher Seite her nichts im Wege. In diesem Kontext lässt sich die Situation in *Der Hagestolz* etwas diffiziler an. Zwar bahnt sich die Verbindung zwischen Victor und Hanna über eine weite Strecke des Textes an, allerdings kann auf Basis der bisherigen Erkenntnisse nicht eindeutig entschieden werden, inwieweit es sich hierbei um eine arrangierte Ehe handelt, und ob die vom Oheim vorgeschriebene Bildungsreise Victors – übrigens ganz wie in *Nachkommenschaften*, wo ein derartiger Aufschub auch Friedrich Roderer noch verordnet wird, bevor er Susanna zur Frau nehmen darf – sich in das obig beschriebene Schema einfügt oder von ebendiesem abweicht. Es kann allerdings dennoch festgehalten werden, dass es gerade die initialen Eheverweigerer sind, die letztlich besonders lange auf das ihrer Läuterung folgende, gefundene Glück warten müssen. Das abrupte Moment losbrechender Leidenschaft füreinander erfährt durch eine elterlich angeordnete Latenz sofort wieder eine Zäsur.

---

<sup>106</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1407

<sup>107</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1409

<sup>108</sup> *Nachkommenschaften* (2005), S. 1352

Das Patentrezept der Elterngeneration in Bezug auf die anfänglich bestehende Abneigung der intendierten künftigen Ehepartner zueinander lautet also (salopp gesprochen) recht unisono: Steigerung des Kontakts und gemeinsamen Umgangs; alles weitere wird sich finden. Wie anhand obig zitierter Passage aus *Der fromme Spruch* ersichtlich, baut Dietwin darauf, dass sich sein Namensvetter und die junge Gerlint durch regelmäßige Begegnungen näherkommen, und auch Erkambert aus *Der Kuß von Sentze* setzt sein Vertrauen zunächst in ein Wiedersehen seines Sohnes mit Hiltiburg nach langer Zeit der Kontaktlosigkeit: „Ihr [Rupert und Hiltiburg, Anm. M.B.] seid als Kinder recht gut mit einander gewesen, vielleicht seid ihr es jetzt nach langer Trennung wieder, vielleicht werdet ihr es noch mehr und es erfolgt eine Eheverbindung [...]“<sup>109</sup> Ebenso stehen hinter der schleichenden Entwicklung der Zuneigung zwischen Friedrich und Susanna Roderer tägliche (vermeintlich zufällige) Begegnungen bei Spaziergängen. Nur in *Der Hagestolz* muss das genau gegenteilige Prinzip angewandt werden, denn Victor und Hanna haben als Ziehsohn und leibliche Tochter Ludmillas täglichen Umgang und in diesem auch ihre Querelen miteinander. Einem klärenden Gespräch zwischen den beiden folgt der Abschied des Protagonisten. Erst nach der Zeit der Trennung steht das Paar letztlich vor dem Traualtar. Zwischen Abschied und Wiederkehr Victors in *Der Hagestolz* sowie im Verlauf steter Begegnungen der künftigen Paare in den anderen Werken wird ein Prozess beschrieben, der hier aus eingangs erläuterten Gründen den Terminus ‘Kultivierung’ trägt. Bevor wir uns diesem im Detail widmen, soll noch die Exposition der einzelnen Familien illustriert werden.

Auf die Ausgangslagen der Familien in den einzelnen Erzählungen wurde bereits in Kapitel 1.2.2 eingegangen. Es hat sich gezeigt, dass die familiären Konstellationen häufig eine gewisse Dysfunktionalität aufweisen, bedingt durch markante Leer- oder Bruchstellen bzw. fehlgeschlagene Ehevorhaben in der eigenen Familienvergangenheit. Die dadurch bedingte Brüchigkeit der familiären Gefüge figuriert sich nun nicht nur in familiengeschichtlichen Schemata sowie deren Auswirkungen auf die Kindergeneration, sondern manifestiert sich auch primär anhand der Besitztümer; konkret in deren Zerklüftung oder gar Verfall.

Besonders offenkundig wird diese Übertragung in *Der Kuß von Sentze*, wo sich die Beschreibung der drei Bauwerke nicht nur zufällig am Anfangs- und Endpunkt der Novelle vorfindet. Von diesen Burgen geht, aus lokaler wie aufzeichnungsgeschichtlicher Sicht, die Historie des Familienstammes aus. Dessen Struktur scheint in die Lage und Beschaffenheit der Gebäude gleichsam eingeschrieben zu sein. Aus der großen, gestreiften Sentze gehen zwei kleinere, einfärbige hervor; wie – bildhaft gesprochen – Kinder aus einem Elternteil. An dieser Stelle zeigt sich bereits eine weit zurückreichende Prägung des Sentze’schen Familienmodells, repräsentiert durch lediglich ein ‘Elternhaus’ – das hier wohl definitiv mit der väterlichen Seite korrespondiert. Diese Annahme deckt sich mit der Tatsache, dass die Rolle der weiblichen Sentze für den Hergang der Familiengeschichte einerseits eher versteckt gehalten wird, und andererseits zum Handlungszeitpunkt zwei alleinerziehende Väter die Geschicke ihrer Sippe zu lenken

---

<sup>109</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1406

suchen. Hier offenbaren sich auch die familieninternen Bruchstellen: Die gestreifte Sentze ist zwar Austragungsort des ersten Kusses – also gewissermaßen die Ursprungsstätte des Familienrituals, welches seitdem kontinuierlich und mit dem immergleichen Ziel gepflegt wird –, und wie das Beispiel der folgenschweren Beilegung des ersten Bruderzwistes vermittels der sich zum Brauchtum entwickelnden symbolischen Geste beweist, kann die zeremonielle Handlung auch einen oberflächlich gewährten Frieden der streitenden Parteien gewährleisten. Genau diese artifizielle Form der Konfliktlösung trägt in Folge allerdings zu einer räumlichen Aufspaltung der Familie bei:

[A]ls der Vater gestorben war, wollte keiner der Söhne die Burg [gemeint ist hier die gestreifte Sentze, Anm. M.B.] bewohnen, um den andern nicht zu beleidigen. Der eine baute sich die rothe Burg, nach dem Vorbilde der rothen Farbe des alten Hauses, und der andere die weiße nach dem Vorbilde der weißen Einfassung. Das alte Haus aber besaßen sie gemeinschaftlich.<sup>110</sup>

Anhand dieser Passage zeigt sich, wie die gestreifte Sentze ihrem ursprünglichen Zweck als Familiensitz allmählich entfremdet wird. Zum Zeitpunkt von Ruperts Aufzeichnungen hat diese Entzweiung der familiären Einheit noch gravierende Formen angenommen. Bis zur Vereinigung des Protagonisten mit seiner Cousine ist lediglich die weiße Sentze bewohnt, eine etwaige gemeinschaftliche Nutzung des gestreiften Gebäudes wird in keiner Weise erwähnt oder auch nur angedeutet. Somit haben nicht nur einst zwei Brüder nach dem Friedenskuss auf die rot-weiße Burg, sondern auch Generationen später zwei Brüder auf dasselbe von ihnen begehrte Fräulein zu letztlich niemandes Vorteil verzichtet. Die rote Sentze, welche eigentlich von jener Linie der Familie bewohnt werden sollte, der Walchon und Hiltiburg angehören, bleibt einstweilen ebenfalls unbewohnt. Das Missverhältnis der beiden Brüder zueinander – das zweifelsohne trotz der ritualisierten Friedensübereinkunft besteht – schlägt sich also in der allgemeinen Beschaffenheit (vor allem) der beiden kleinen Bauwerke nieder. Als Rupert aus dem Krieg zu seinem Vater zurückkehrt, befasst sich dieser gerade mit der Instandhaltung der weißen Sentze. „Dem Allen gegenüber war es mir [Rupert, Anm. M.B.] ein unangenehmer Anblick, daß die rothe Sentze so verfiel.“<sup>111</sup> An diesem Punkt wird besonders deutlich, dass eine Störung in Form von Abwesenheit vorliegt, die es zu korrigieren gilt. Walchon und dessen Tochter befinden sich offensichtlich nicht auf ihrem angestammten Platz, der eine räumliche wie familieninterne Position gleichermaßen bezeichnet.

Nun ist die räumliche Aufspaltung, im Sinne der Schaffung neuer Besitztümer und Wohnsitze, aus einer rein materiellen Perspektive nicht grundsätzlich negativ zu bewerten. Setzt man architektonische und genealogische Qualitäten in dieser Novelle allerdings gleich, so muss man die Segregation als Schwächung des gesamten Familiengefüges werten. Denn im Endeffekt nimmt der Stamm der Sentze – wie in deren Genealogie belegt – lokale Trennungen der familiären Einheit durchaus in Kauf, solange diese keinen kontroversiellen Hintergrund haben. In diesem Kon-

---

<sup>110</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1404

<sup>111</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1416

text geht es den Sentze also schlussendlich weniger um eine örtliche Unität als vielmehr um eine ideelle. Während jene zwei Brüder, die einander den ersten Friedenskuss geben, auch nach Beilegung ihrer Streitigkeiten „sich oft zu der nämlichen guten Handlung vereinigten“<sup>112</sup>, scheint dies im Fall von Ruperts und Hiltiburgs Vätern bereits nicht mehr der Fall zu sein oder sein zu können. Mit der Erbauung der grauen Sentze inmitten eines Waldes hat Walchon sich selbst ins gesellschaftliche Abseits begeben, und das nicht nur in einem lokalen Sinne. Gleichzeitig schwächt der vermittelt des familieninternen Rituals ruhend gestellte Bruderzwist, der unter der Oberfläche jedoch weiterbesteht, die gesellschaftliche Handlungsfähigkeit der gesamten Familie. Während Rupert die Tätigkeiten Erkamberts wie folgt dokumentiert: „Er vergrößerte den Garten, er verbesserte das Waldland und die entfernten Meierhöfe, er unterstützte die Bewohner der Gegend, suchte gute Volksbücher zu verbreiten und ordnete und reinigte das Schloß“<sup>113</sup>, ergeht sich Hiltiburgs Vater eigenbrödlerisch im Sammeln der Moose, fernab des nächsten Dorfes – in das im Übrigen nie er selbst, sondern bloß einer seiner Hausangestellten hinunterwandert „um zu holen, was man brauche.“<sup>114</sup> Schlussendlich finden weder die Bemühungen Erkamberts, der Gesellschaft etwas Gutes zu tun, noch Walchons Sammel- und Klassifizierungsleidenschaft im Fach der Bryologie irgendeinen relevanten Wiederhall in Bezug auf ein nachhaltiges Ergebnis mit gemeinschaftlichem Nutzen. Kurzum, die Wirkungsmacht der Sentze befindet sich zum Zeitpunkt von Ruperts Aufzeichnungen nicht nur innerfamiliär, sondern auch (oder vielmehr: vor allem) hinsichtlich der Gesellschaft in einem beschnittenen Zustand. Damit korrespondiert auch eine Beschneidung des Namens, denn „durch Mißbrauch des Wortes [sei] der Name Palsentze zu Sentze verstümmelt worden, was wieder geordnet werde müsse.“<sup>115</sup> Diese Aufgabe kommt nun Rupert und Hiltiburg zu.

Zieht man die Parallele zwischen Architektur und Genealogie in *Der Kuß von Sentze* noch weiter, so kann die Abgeschiedenheit der drei ursprünglichen Sentze mit den endogam ausgerichteten Heiratsgewohnheiten dieser Familie in Verbindung gebracht werden. In der Alleinlage auf einem Hügel spiegelt sich nicht nur eine gewisse Distanz zu fremden Einflüssen wieder, sie bezeugt vielmehr auch den Wunsch nach materieller und ideeller Beständigkeit der genealogischen Linie, welche sich in Folge positiv auf das landschaftliche wie menschliche Umfeld auszubreiten vermag. Wie soeben erwähnt herrscht zu Beginn von Ruperts Aufzeichnungen in Hinblick auf aktuelle gesellschaftliche Verdienste der Sentze ein defektiver Zustand vor. Dies zeigt sich ferner daran, dass sich das eigentliche gesellschaftliche Leben nicht in den Sentze abspielt, sondern im wesentlichen bei der Base Laran in Wien und in abgeschwächter Form auf deren Burg Stein. Die Sentze selbst präsentieren sich vorwiegend als Austragungsort zeremonieller Handlungen und Ereignisse. Nicht familienzugehörige Personen erscheinen nur in Form von Hausangestellten, Besuche sozial Gleichgestellter in den Sentze kommen in der Novelle –

---

<sup>112</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1404

<sup>113</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1416

<sup>114</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1422

<sup>115</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1405

und dies ist ein wichtiger Punkt – nicht einmal anlässlich der feierlichen Eheschließung der beiden jungen Protagonisten vor. Die Abschottung gegen fremde Einflüsse in einem lokalen Sinne mag zunächst zwar primär auf den Wunsch verweisen, die genealogische Linie möglichst ‘rein’ zu halten, jedoch bleibt die Tatsache durchaus bemerkenswert, dass die Sentze in jenen Räumlichkeiten, welche ihren Namen tragen, keine Personen empfangen, die dies nicht tun.

Familiengeschichtliche wie architektonisch-besitzmäßige Höhen und Tiefen sind auch in *Nachkommenschaften* eng miteinander verknüpft. Interessanterweise erreichen gerade jene Roderer ihr Ziel nicht, die baulichen Besitztümer zu mehren, die am eifrigsten danach streben; so z.B. die vier Brüder von Peter Roderers Urgroßvater, welche unter vielen Entsagungen und einer gemeinschaftlichen Nutzung des väterlichen Hofes leben, um letztlich auch in ebendiesem Zustand zu sterben. Was jedoch

„die vier Roderer Peter [meint hier nicht Susannas Vater, sondern einen Angehörigen aus einer früheren Generation mit demselben Namen, Anm. M.B.] Buben in neunzig Jahren nicht zuwege bringen konnten, dass erreichte der rüddige Friedrich [siehe vorherige Anm.] im Spiel und Sprunge. Er wohnte im Alter auf einem ihm zugehörigen Edelsitze, obwohl er selber nie nach dem Adel, der ihm hätte gegeben werden können, strebte.“<sup>116</sup>

Ähnlich verhält es sich auch in Peter Roderers eigener Biographie. Bleibt der Familie nach dem Tod des Vaters nur noch ein kleines Anwesen, schafft es Peter Roderer, dieses Besitztum nicht nur für seine Mutter und Geschwister abzusichern, sondern auch noch auszuweiten. Zum Zeitpunkt der Erzählung ist er dann bereits sein eigener Schlossherr. Sein junges Pendant hingegen erbaut sich eine Blockhütte direkt am Lüpfinger Moor. Die Überwindung der fanatischen Einbildungen, wie sie bei den Roderern vorherrschen und von welchen ja auch Friedrich mit seiner Malerei befallen ist, korrespondiert mit einer Potenzierung des eigenen Hab und Guts; namentlich eben primär Ländereien. Tragische Schicksale jener, denen dies nicht gelungen, runden das Bild zugunsten des neuen Prinzips der Entsagung größter Leidenschaften ab. Mit Peter Roderer selbst scheint in diesem Kontext gewissermaßen eine neue Roderer-Ära anzubrechen oder anbrechen zu sollen, in welcher die persönliche Passion durch gemeinschaftlich-hilfreiche Taten ersetzt wird. In Friedrich Roderer figuriert sich der erste seines Stammes, der nicht aus freien Stücken zu diesem Schluss kommt, sondern vom Vorläufer sachte auf diesen Weg bugsiert wird. Gesellschaftliche Handlungsfähigkeit ist in *Nachkommenschaften* also durchwegs gegeben bzw. befindet sich in einem Entstehungsprozess, der darauf abzielt, erweitert zu werden.

Um eine weniger rein ideelle, dafür umso mehr auch materiell gelagerte Form der Vermehrung ist es Gerlint und Dietwin in *Der fromme Spruch* zu tun. Vordergründig soll durch die Ehe zwischen ihren Namensvettern der jüngeren Generation der Erhalt der weitläufigen Besitztümer gesichert werden. Zudem bringt diese Paarkonstellation nebst zwei eng verwandten Menschen auch zwei eng bei einander liegende Ländereien zusammen; „[d]abei gilt übrigens, dass die-

---

<sup>116</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1325

se Fragen *für die Liebenden selbst* [Hervorhebung im Original, Anm. M.B.] nicht relevant sind.”<sup>117</sup> Die ältere Generation muss jedoch umso mehr Wert darauf legen als ihre gesellschaftliche Handlungsfähigkeit unter den gesellschaftlichen Entwicklungen der Zeit gelitten hat. Zum einen hat der Krieg ein Ende gefunden, d.h. sich unter den damit einhergehenden und daraus resultierenden Umständen der Gemeinschaft nützlich zu erweisen, stellt keine Möglichkeit mehr dar. Das begonnene Soldatendasein in Friedenszeiten fortzuführen – etwas, was für den älteren Dietwin noch durchaus lebbar bzw. ein gangbarer Weg war – kommt für den jungen Dietwin nicht mehr in Frage. Zum anderen bleibt dem Geschlecht von der Weiden somit in erster Linie nur noch die Stellung als Gutsbesitzer, doch da „so ein Gut nur mehr ein großer Grundbesitz ist, so kann der Eigentümer eines solchen nichts Besseres sein, als durch eine vorbildliche Verwaltung desselben dem Vaterlande nützen, der Umgebung ein leuchtendes Beispiel geben, und sich als einen erweisen, der doch etwas wert ist, als ein Besitzer von sehr vielen Schollen.”<sup>118</sup> In Dietwin und Gerlint soll sich dieses Idealbild augenscheinlich erfüllen und tatsächlich ereifern sich die beiden in kultivierenden Tätigkeiten. Ein wie auch immer gearteter, daraus entstehender gesellschaftlicher Nutzen gerät im Verlauf der Erzählung jedoch komplett ins Hintertreffen. Der erzählerische Fokus liegt rein auf dem Widerstreit der beiden jugendlichen Kräfte. Ferner wird auch über Besuche sowie Gegenbesuche benachbarter Grundbesitzer nur soviel berichtet, wodurch die Eifersuchsbezeugung, die dem Liebesgeständnis Gerlints und Dietwins unmittelbar vorausgeht, wenigstens ansatzweise an Plausibilität gewinnt.

Der Familienstamm von der Weiden sieht sich offenkundig mit Entwicklungen konfrontiert, welche die Rolle, die sie bei der Krönung eines Königs gespielt haben, zu einer gleichsam ehrbaren wie verblässenden Erinnerung degradiert. Leibeigenschaft wird nicht mehr über Herrschaftsverhältnisse definiert, sondern ist zu einer Frage des Herzens geworden. Die Zeit der ‘Einbildungen’ – d.h. jene Lebensphase, in welcher Dietwin und Gerlint bezüglich Verbesserungen innerhalb der Gemeinschaft recht aktiv waren – kann bereits der Vergangenheit zugeordnet werden; diese selbst – auf Seiten Dietwins ein Plan, die Staatsschulden zu beseitigen, auf Gerlints ein Tugendbund für gefallene Mädchen – erreichten das intendierte Ziel nicht. Gemeinnützige Wirkungsmacht erstreckt sich demnach für die Elterngeneration lediglich noch über jene, die dem Schloss Biberau aus (mehr oder minder) freien Stücken anhängig sind. Anhand der Möglichkeit, all jene mit personalisierten Geschenken zu versehen bzw. ihnen ein Glas guten Weines anlässlich des gemeinsamen Geburtstags der Geschwister von der Weiden zukommen zu lassen, zeigt sich indirekt deren begrenzte Zahl. Die beiden Protagonisten der Elterngeneration scheinen also in einer Art Teufelskreis verhaftet. Einerseits streben sie nach einer Vorbildwirkung nach außen, andererseits sind ihre eigenen gesellschaftlich-nützlichen Kräfte rein nach innen gerichtet – und die in die Kindergeneration gesetzte Hoffnung wird den Mächten des Himmels und übervorsichtiger Spekulation anheimgestellt.

---

<sup>117</sup>Susteck (2010), S. 177 (Fußnote 192)

<sup>118</sup>*Der fromme Spruch* (2005), S. 1441

Innerhalb der Gemeinschaft eine gewisse Wirkungsmacht innezuhaben steht in *Der Hagestolz* eher nur ganz am Rande zur Debatte. Der Gedanke der Nützlichkeit zentralisiert sich in diesem Werk mehr um das Individuum, respektive dessen unmittelbarste Verwandtschaft als um eine größere Form der menschlichen Gemeinschaft. Konkret liegt der Fokus auf der einzelnen Person – in diesem Fall also auf dem Protagonisten Victor – und deren Handlungsfähigkeit, die eng an das Heiratstopos geknüpft und mit einem Modell des ‘richtigen Lebens’ verschränkt ist. Dieses Lebensmodell figuriert sich eben gerade nicht in der (ursprünglich geplanten) Ausübung eines Amtes und damit in Form eines Platzes inmitten der Gesellschaft, sondern vielmehr in der Führung eines landwirtschaftlichen Guts. Vermittels des Konglomerats zwischen Ehe und Eigenständigkeit soll jedoch weder „de[r] Zweck der grösstmöglichen [sic!] Daseinserfüllung im Diesseits“, noch „der Daseinsbewahrung, wie es meistens gesehen wird“<sup>119</sup> erreicht bzw. erfüllt werden, sondern schlichtweg die Basis eines guten Miteinanders geschaffen – dies jedoch nicht ganz ohne eigennützigen Hintergedanken. Denn „die begeisterte Hingabe für Andere, selbst in den Tod, ist am Ende nichts anders, als das höchste, freudigste Aufplazen der eigenen Lebensblume.“<sup>120</sup> Der Oheim, dem diese Worte in den Mund gelegt werden, stellt selbst das beste Beispiel dieses Konzepts dar, indem er Victors Vater und Ludmilla trotz gekränkten Stolzes noch den Weg in die Ehe bahnen wollte. Umso schlimmer und auf eine tragische Weise gewichtiger muss das letztlich eingetretene Schicksal aller wiegen. Dem jungen Protagonisten kommt die Aufgabe zu, diese alten Fehler auszumerzen und das Wechselspiel zwischen Eigen- und Gemeinnutz im engsten Kreise wiederherzustellen.

Wie alle Protagonisten der hier diskutierten Erzählungen muss jedoch auch Victor zunächst eine ganz besondere Art der Entwicklung durchlaufen, um diesem Idealbild gerecht zu werden. Im Zuge dessen haben sie alle einen hohen Preis zu zahlen: Ihre Individualität. Wie dieser Kultivierungsprozess im einzelnen ausgestaltet ist bzw. wie es gelingt, den jungen Personen ihre Eigenheiten und Leidenschaften abspenstig zu machen wird im folgenden Kapitel eingehend analysiert.

## 2.2 Kultivierung als Ent-Individualisierung

Das vorangegangene Kapitel hat zweierlei Status illustriert, die zu Beginn der hier diskutierten Werke vorzufinden sind: Erstens die wesentlichen, obgleich leicht unterschiedlich ausgestalteten Wendepunkte im Leben der Protagonisten; zweitens die gesellschaftliche Handlungsfähigkeit der Familien, aus denen sie stammen, bedingt durch genealogische Prozesse und widergespiegelt in deren baulichen Besitztümern. Das folgende Kapitel wird nun anhand von drei Aspekten aufzeigen, dass die Entwicklungsrichtungen der Protagonisten (von den obig erwähnten Wendepunkten aus) zwar ihrem Grundprinzip nach auf Selbstständigkeit und Umsetzung

---

<sup>119</sup>Rosemarie Hunter: Kinderlosigkeit und Eschatologie bei Stifter. In: *Neophilologus* 57 (1973), S. 278

<sup>120</sup>*Der Hagestolz* (2005), S. 732

individueller Ziele bzw. Vorstellungen ausgerichtet sind – der von der Elterngeneration vorgegebene Weg führt jedoch in eine genau gegenläufige Richtung. Anstatt Eigenermächtigung und Loslösung von familientypischen Mustern zu fördern, drängt der bereits in Kapitel 1.2.1 beschriebene Wille der (stellvertretenden) Väter die Kindergeneration in familiengeschichtlich vorgefertigte bzw. -geformte Schemata, welche kaum bis gar keinen Raum für persönliche Entfaltung bieten. Die Betroffenen werden letztlich in den für sie vorgesehenen Platz ‘eingepasst’. Dieser Prozess der ‘Einpassung’ wird nun im einzelnen dargelegt. Der Fokus richtet sich hierbei insbesondere auf folgende Gesichtspunkte: Im nächsten Kapitel 2.2.1 wird aufgezeigt, auf welche Art und Weise sich die Spuren der Kultivierung anhand von Veränderungen an alltäglichen Dingen oder Verrichtungen nachzeichnen lassen – denn die (ihrem Wesen nach doch eher persönlich-innerlichen) Entwicklungsschritte haben keine direkte bzw. explizit ausbuchstabierte Entsprechung in den Erzählungen. Die Veränderung unter der Oberfläche spiegelt sich also gewissermaßen an den Dingen der Oberfläche. In Kapitel 2.2.2 wird die Rolle der unterschiedlichen Wissenschaften veranschaulicht, mit denen die Protagonisten in den Werken konfrontiert werden, und deren Bedeutung als Hilfswissenschaften für den Verlauf (mit vorgegebenem Ziel) des Entwicklungsprozesses erläutert. Abschließend liegt das Hauptaugenmerk in Kapitel 2.2.3 auf der schrittweisen Ent-Individualisierung der Protagonisten, welche schlussendlich in einer Persönlichkeitsauflösung im ideellen Familienkollektiv gipfelt. Diese ‘Genese’ erscheint zwar dem familiengeschichtlichen Hergang opportun, der individuellen Entwicklung jedoch entgegengesetzt. Dementsprechend soll hier auch argumentiert werden, dass es sich bei den vermeintlichen ‘happy ends’ keineswegs um ebensolche handelt, sondern nachgerade um das Gegenteil. Was in den Werken oberflächlich betrachtet als letztlich doch noch geglückter Handlungsverlauf, respektive dessen Ende erachtet werden kann, muss bei eingehenderer Untersuchung eigentlich als (mehr oder minder) tragische Bilanz für die Individualität beurteilt werden.

### **2.2.1 Veränderungen anhand der Dinge**

Jene Veränderungen der Protagonisten, die deren Charakter, Einstellungen oder Emotionen betreffen, kommen in den hier diskutierten Erzählungen immer wieder anhand von Gegenständen bzw. deren Beschaffenheit, oder anhand alltäglicher Abläufe zum Ausdruck. Charakterliche Einschätzungen und Zuschreibungen sind oftmals an die Beziehung der Personen zu den Dingen und deren Verwendung geknüpft. Mehr oder minder allein anhand dieser Darstellungen werden Umbrüche im Gefühlsleben der Protagonisten nachvollziehbar, da der erzählerische Fokus der Werke primär auf trivialen Ereignissen und Verrichtungen liegt.

Am stärksten ist diese Erzählweise in *Der Kuß von Sentze* ausgeprägt. Ruperts Aufzeichnungen aus der weißen Sentze beginnen am Tag seiner Mündigwerdung. Die Weitergabe der Herrschaftsstellung an die jüngere Generation findet sich bereits anhand des Mobiliars im Zimmer des Protagonisten ausgedrückt, noch bevor dies durch dessen Vater offiziell verlautbart wird:

„Der mit Laubwerk eingelegte Tisch war in der Nacht ohne mein Wissen mit einem braunen Sammettuche überlegt worden.“<sup>121</sup> Im Empfangszimmer Erkamberts zeugt die Schmucklosigkeit der Möbel auf kontrastive Weise davon, dass seine Vormachtstellung innerhalb des Familienzweiges im Begriff ist, an den Sohn abgetreten zu werden: „Von den Geräthen waren die Ueberzüge und Decken weggenommen und sie standen in ihrer Ursprünglichkeit da.“<sup>122</sup> Durch den Wechsel des Dekors vom Zimmer des Vaters in jenes des Sohnes wird die intendierte Überantwortung des Familienprestiges auf den jungen Protagonisten offenbar. Eines fällt an jener Passage allerdings sofort auf: Dieser Wechsel vollzieht sich gewissermaßen im Geheimen; jedenfalls ohne dass Rupert auf irgendeine Art und Weise Anteil daran (oder auch nur eine Vorahnung davon) hätte. Vielmehr wird der Protagonist schlicht und ergreifend vor vollendete Tatsachen gestellt. Das ohnehin nur moderat feierliche Procedere seiner Mündigsprechung durch den Vater bleibt ein rein formaler Akt. Die dem Sohn angewiesene Sitzgelegenheit im Empfangszimmer des Vaters weist darauf hin, dass mit seiner nunmehrigen Großjährigkeit erst einmal nur eine Gleichstellung mit der väterlichen Machtposition erreicht ist: „Er [Erkambert, Anm. M.B.] setzte sich in den großen Prunksessel und wies mir einen anderen an.“<sup>123</sup> Die Frage, ob es sich bei dieser anderen Sitzgelegenheit ebenfalls um einen Prunksessel handelt oder nicht, bleibt offen. Jedenfalls konterkariert die Platzwahl bzw. -zuweisung Ruperts vermeintliche, durch seine Mündigwerdung erworbene Vormachtstellung gegenüber dem Vater. Das patrimoniale Prestige mag rein formell auf den jungen Protagonisten übergehen, um Erkambert diesen Rang jedoch sprichwörtlich abzulaufen, bedarf es mehr – und dieses ‘Mehr’ manifestiert sich in Ruperts bedingungsloser Einfügung in die für ihn vorgesehene Passform; konkret, in die Ehe mit Hilitburg zwecks intendierter Rettung der Familie.

In der Beziehung zwischen den beiden jungen Protagonisten der Novelle spielt wiederum der gegenseitige Austausch von Gegenständen eine gewichtige Rolle. Erste gefühlsmäßige Annäherungen äußern sich in Form eines Büchertausches: „Ich [Rupert, Anm. M.B.] sprach nun öfter mit Hilitburg. [...] Ich zeigte ihr auch meine Bücher, in denen ich las und lieh ihr einige auf ihr Verlangen.“<sup>124</sup> Während der Protagonist im Zuge seines Aufenthalts bei der Base Laran in Wien nicht in Erfahrung bringen kann, welche Lektüre seine Cousine bevorzugt, weil jene die in ihrem Besitze befindlichen Werke in einem Schrank gleichsam versteckt hält, treten ihre diesbezüglichen Neigungen in der grauen Sentze schließlich doch noch offen zu Tage. Die Veränderung des Verhältnisses zwischen Rupert und Hilitburg wird anhand des Umgangs mit den Druckwerken greifbar, ein „Übergang des Begehrens auf die Welt der Gegenstände“<sup>125</sup> findet statt. Hilitburgs Verlangen ist sogleich im Grunde weniger auf die Bücher gerichtet,

---

<sup>121</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1405

<sup>122</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1406

<sup>123</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1406

<sup>124</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1427

<sup>125</sup> Frank Schweizer: *Ästhetische Wirkungen in Adalbert Stifters Studien. Die Bedeutung des Begehrens und der Aneignung im Rahmen von Adalbert Stifters ästhetischem Verfahren (unter Abgrenzung zu Gottfried Keller)*. Frankfurt am Main[u.a.]: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften 2001, S. 75

sondern eigentlich vielmehr auf ihren Cousin selbst.

Doch noch ein weiteres Objekt aus dem Besitz der weiblichen Protagonistin erfährt auf ähnliche Weise eine Gebrauchstransformation. Die Harfe, auf der Rupert seine Cousine in Wien ebenso nie spielen hört, wie er sie in ihren Büchern nicht lesen sieht, wird in Walchons Behausung endlich und sogar bis tief in die Nacht hinein bespielt. Mit dem Wandel im Umgang mit den Gegenständen geht schließlich auch ein Umdenken in Bezug auf charakterliche Beurteilungen einher. Befindet der Protagonist Hilitburg bei seinem Besuch in der Stadt noch als hoffärtig, kann er seine Meinung durch die veränderten Zustände in der grauen Sentze letztlich revidieren. Für eine charakterbezogene Einschätzung scheint dementsprechend also der Unterschied durchaus substanziell, ob eine Person ihren materiellen Besitz lediglich hegt oder diese Gegenstände auch tatsächlich in Verwendung hat bzw. einen Nutzen für sich (und andere) daraus zieht. Über Eigentum als bloßen Schmuck zu verfügen ist nicht wünschenswert, die Dinge wollen und sollen benutzt werden – dies figuriert sich ja nicht zuletzt auch in den drei Hauptbauwerken der Familie, von denen sich anfangs nur eines in wirklichem Gebrauch (sprich: in bewohntem Zustand) befindet.

Anhand des Zustandes bestimmter Gegenstände und Einrichtungen lässt sich in *Der Hagestolz* der Beziehungsstatus zwischen Victor und seinem Oheim ablesen, und darüber hinaus reflektieren diese 'Beschaffenheiten' oftmals auch die Gemütslage des Protagonisten. Schon der Umbruch und die innerliche Unruhe am Tag vor der Abreise zu seinem einzigen lebenden Verwandten spiegeln sich in der Sichtweise auf das Mobiliar und die Gegenstände seines nunmehr bald einstigen Zimmers: „[...] E]s war herinnen alles anders als sonst. Kein Ding stand so, wie es in der ruhig dauernden Gewohnheit steht.“<sup>126</sup> Bemerkenswerterweise ist es „nur die Taschenuhr, auf ihrem gewöhnlichen Platze hängend“ welche „pickte wie sonst, und nur die Bücher standen in den Schreinen, wie sonst, und warteten auf ihren Gebrauch.“<sup>127</sup> Während die Bücher bereits auf Victors (zumindest vorgesehenerweise) künftig anzutretendes Amt verweisen, deutet die stetig tickende Uhr darauf hin, dass seine Zeit innerhalb der Mauern seiner Ziehmutter und -schwester im Begriffe ist abzulaufen. Mit der Fertigstellung des Bepackens der Umzugskisten scheint Victor – wenigstens in diesen Räumlichkeiten – den 'point of no return' des nahenden Abschieds endgültig erreicht zu haben, denn schließlich „war nichts mehr da, und nur die verwüstete Stube blickte ihn an; unter den fremd gewordenen Geräthen stand das einzige Bett noch, wie es bisher immer gestanden, aber auch auf ihm lag schmutziger Staub.“<sup>128</sup> Das einzige Mobiliar, das der Protagonist vor seiner Abreise noch in Gebrauch haben wird, überzieht sich also bereits mit der untrügerischen Spur menschlicher Abwesenheit. Diese Absenz, so kann argumentiert werden, ist nicht nur eine zukünftige – nämlich jene ab dem darauffolgenden Tag, an dem Victor sich auf den Weg zu seinem Oheim machen soll –, sondern verweist ebenso auf eine der Erinnerung des Protagonisten nicht mehr zugängliche Vergangenheit; und zwar insofern als

---

<sup>126</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 663

<sup>127</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 663

<sup>128</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 665

„the description of the empty and ‘ripped out’ dresser drawers [...] reflect Victor’s emptiness of all memory of his parents.”<sup>129</sup> In diesem Zusammenhang erscheint es bedeutsam, dass Ludmilla wenige Stunden zuvor intensives Staubwischen in der Küchenstube betreibt:

Da lag auf einem Schreine auch ein Kinderspielzeug [...] – seit Jahren mochte es nicht mehr benutzt worden sein und vielleicht nie mehr benutzt werden; aber die Frau wischte das Ding von allen Seiten sauber und reinlich ab, und legte es wieder auf seinen Platz. Eben so machte sie es auch mit andern Sachen, die als Zierde auf den Kästen herumstanden.<sup>130</sup>

Die Reinigung des alten Kinderspielzeugs deutet in die Vergangenheit, auf einen in die Gegenwart hineingetragenen starken Bezug zu den Kindern, die an der Schwelle des Erwachsen- und Selbstständigseins stehen. Somit kommt dem Spielzeug in diesem Arbeitsgang auch keine besondere Behandlung zu. In seiner Funktion ausrangiert, reiht es sich nach seiner Säuberung wieder auf seinem Platz bei den Dekorationsgegenständen ein. Hier findet sich also zugleich ein Verweis in eine ungewisse Zukunft vor – denn das Kinderspielzeug wird schließlich nicht dem Verfall preisgegeben.

Victors Oheim ergeht sich ebenfalls einmal in der Tätigkeit des Staubwischens. Während die Gegenstände im Hause Ludmillas allerdings sämtlich ihren ihnen bestimmten Platz haben und an diesen auch zurückgestellt werden, verräumt der alte Mann auf der Insel sein Hab und Gut nach dessen Reinigung an einer mitunter ganz anderen Stelle. Auf den jungen Protagonisten hinterlässt dies primär den Eindruck, dass dem Oheim an diesen Besitztümern nicht viel gelegen ist – und tatsächlich geht aus folgenden Worten bei der finalen Aussprache der beiden die Bedeutungslosigkeit hervor, welche der Oheim gegenüber derlei Dingen empfindet: „Und wenn ein uralter Mann auf dem Hügel seiner Thaten steht, was nützt es ihm, wenn er kein Dasein geschaffen hat, das nach ihm noch dauert?“<sup>131</sup> Fortbestand ist demnach nicht an materiellen Besitz geknüpft, dieser ist prinzipiell höchstens Mittel zum Zweck. Stattdessen ist es dem alten Mann um eine genealogische Kontinuität zu tun. Diese wiederum kann sich nur in und mit Victor als seinem einzigen lebenden Blutsverwandten erfüllen. Daher spielt es keinerlei Rolle, ob des Oheims Gegenstände an diesem oder jenem Fleck aufbewahrt werden; für ihn geht es lediglich darum, dass der Neffe sich an seinem ihm angestammten Platz befindet bzw. den rechten Weg dorthin einschlägt.

In Victor figuriert sich also die ‘letzte Chance’ auf Fortbestand der Familie. Ihren gegenständlichen Reflex findet diese Tatsache in dem alleinigen Vorhandensein des Bildnisses seines Vaters in einem eigens dafür vorgesehenen Zimmer im Hause des Oheims. Bei dessen Betrachtung stellt der alte Mann – wie bereits anhand des entsprechenden Zitats in Kapitel 1.2.3 (Seite 29) zu ersehen ist – eine erhebliche Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn fest. Worauf es ankommt,

---

<sup>129</sup>Kevin A. Gordon: Historical Rupture and the Devastation of Memory in Adalbert Stifter’s *Der Hagestolz*. In: *Journal of Austrian Studies*, Volume 45, Numbers 3-4, Fall/Winter 2012, S. 88

<sup>130</sup>*Der Hagestolz* (2005), S. 658

<sup>131</sup>*Der Hagestolz* (2005), S. 733

damit der Oheim seinen Plan bezüglich der Fortdauer des Geschlechts auf entsprechende Weise umgesetzt weiß, ist, dass Victor zum einen überhaupt heiratet (also seine eheverweigernde Position aufgibt), und zum anderen nicht denselben Fehler wie sein Vater begeht. Das heißt, dass der junge Protagonist genau jene Bruchstelle zu füllen hat, die sein direkter Vorfahr mit der nicht vollzogenen Ehe mit Ludmilla eröffnet hat. Denn ansonsten läuft der karge Restbestand der Familie Gefahr, entweder gänzlich auszusterben oder – gesetzt dem Fall, Victor ehelicht nicht die ihm von familiengeschichtlich vorgegebenem Schicksals wegen zuge dachte Hanna, sondern die Tochter seines Vormunds; wie er es eigentlich zu Beginn der Erzählung wünscht – die Altlast von Generation zu Generation (in welcher Form auch immer) weiterzutragen – mit ungewissem Ausgang. Dieses familiäre Unheil abzuwenden stellt den eigentlichen Zweck von Victors Besuch dar. Obgleich die Betrachtung des Bildes hierbei einen entscheidenden Wendepunkt markiert, scheint die These etwas weit gegriffen, dass „die Einführung eines Bildes darauf vor[bereitet], dass eine bis dato durch manifeste Signale kaum angedeutete Verbindung [gemeint ist die Beziehung zwischen Victors und Hanna, Anm. M.B.] sich tatsächlich materialisiert.“<sup>132</sup> Schließlich wird doch lediglich eine physiognomische Analogie zwischen Vater und Sohn konstatiert, welche zugleich das Fehlen einer ebensolchen (wenigstens in derart offensichtlicher Ausprägung) hinsichtlich Onkel und Neffe impliziert – jedoch findet sich weder eine Reminiszenz auf die Vergangenheit mit Ludmilla, noch irgendeine Form von Parallelführung hinsichtlich Hannas an diesem Punkt der Erzählung. Vielmehr steht die Konfrontation mit dem Portrait des Vaters in einer rückverweisenden Beziehung auf das einfü hrend dargelegte Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum, von dem es heißt, dass „[s]ein Dasein [...] kein Bildnis geprägt [hat], und seine Spuren gehen nicht mit hinunter in dem Strome der Zeit.“<sup>133</sup> Victors Vater hat nun also sehr wohl ein Bildnis geprägt; und eines, das ihm fast bis auf’s Haar gleicht noch dazu.

Dennoch hängt der Einschnitt in der Entwicklung des Protagonisten, welcher anhand der Gegenüberstellung mit dem Abbild seines Vaters vollzogen wird, eher nur auf Umwegen mit der späteren Entscheidung für seine Ziehschwester als Braut zusammen. Weitaus gewichtiger als inwieweit Victor seinem Vater ähnelt scheint in diesem Kontext nämlich eben gerade, inwiefern er sich von diesem unterscheidet. Der ‘bessere’ Charakter, den sein Oheim an ihm feststellt, ist maßgeblich ausschlaggebend dafür, den patrimonialen Fehler aus der Vergangenheit nicht noch einmal in der Gegenwart zu wiederholen – sei es auf direktem Wege in Form einer Eheschließung mit der Tochter des Vormunds oder indirekt, indem Victor weiterhin auf seiner grundsätzlichen Eheverweigerung beharrt.

Im Verlauf der Visite beim Oheim verändert sich die Einstellung des jungen Protagonisten zur Ehe aber schließlich auf die vom alten Mann intendierte Weise. Dies geschieht nicht aus eigenem Antrieb oder auf Basis allmählich erlangter Einsicht. Der Neffe wird gewissermaßen

---

<sup>132</sup>Sebastian Stusteck: Liebesgründe. Zum Beginn von Liebe in den Erzähltexten des deutschsprachigen Realismus. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 47 (2006), S. 143f.

<sup>133</sup>*Der Hagestolz* (2005), S. 649

gezwungen, seine Einstellung zu revidieren, als die finale Aussprache abgehalten wird – im Zuge derer der Oheim ja auf eine Heirat seines Neffen besteht und kundtut, dass alle Vorkehrungen dafür bereits von ihm getroffen wurden (in finanzieller wie materieller Hinsicht). Viel latenter gestaltet sich hingegen die Entwicklung der Beziehung zwischen den beiden Verwandten, welche fast ausschließlich an Oberflächenerscheinungen der Dinge greifbar wird – denn soviel wie zuletzt sprechen Neffe und Oheim während Victors Aufenthalt auf der Insel im Grunde nie miteinander. Schweigen und Verschwiegenheit stehen stattdessen an der Tagesordnung. Somit bleiben die gefühlsmäßigen Veränderungen in ihrem Verhältnis zueinander in die Beschaffenheit oder den Status bestimmter Dinge eingeschrieben. Die Unzugänglichkeit nicht nur der Insel selbst, sondern auch verschiedener Bereiche innerhalb des Hauses bzw. dessen Umgebung korrespondiert mit der Abgeschlossenheit des oheim'schen Wesens. Gleich bei Victors Ankunft öffnet sich weder das Tor zur Behausung seines Verwandten, noch empfängt dieser seinen Neffen offenen Herzens. Der junge Protagonist wird umgehend mit Restriktionen konfrontiert; namentlich seinen Hund betreffend, den er auf Anraten des Onkels lieber im See ertränken solle bevor er das Haus betritt. Doch ebenso rasch, wie Victor sich dieser Einschränkung entzieht, wird sie auch schon wieder zu einer bloßen Empfehlung herabgemildert. Dieser Prozess initialer Versperrung, dem Versuch jugendlichen Ausbruchs und einer darauffolgenden Lockerung wiederholt sich in der Beziehung zwischen den Blutsverwandten stetig; und immer wieder bleibt der eigentliche Kern des stillen Konflikts unausgesprochen.

Türen und Tore, die der Protagonist zunächst verriegelt oder gar verbarrikiert vorfindet, öffnen sich nach und nach auf schier magische Art und Weise in Folge (mehr oder minder) erfolgloser Überwindungsversuche, und „[a]uch andere Zeichen, daß ihn der Oheim beobachtete, stellten sich ein.“<sup>134</sup> Das gesteigerte Wohlgefallen, welches der Onkel an seinem Neffen findet, artikuliert sich vermittels solcher sukzessiver Zugeständnisse an dessen (Bewegungs-)Freiheit – und auch „[d]er Jüngling fing nun [...] seinerseits an, ihn [den Oheim, Anm. M.B.] näher zu beobachten, und zu denken, wer weiß, ob er so hart ist, oder ob er nicht vielmehr ein unglücklicher alter Mann sei.“<sup>135</sup> Die Annäherung der beiden Blutsverwandten richtet sich beinahe bis zum Schluss rein nach Victor aus. So erscheint es überaus bezeichnend, dass dieser am Morgen nach seiner Ankunft die Fenster seines Zimmers an der Hausfassade daran erkennt, dass jene im Gegensatz zu allen anderen offenstehen. Auf dieselbe Weise, wie der Protagonist sich hier gewissermaßen selbst ein Stück Freiraum geschaffen hat (sofern man den Zugang zu frischer Luft als solchen werten mag), beziehen sich nämlich alle anderen Öffnungsprozesse lediglich auf ihn. Kein vormals versperrtes Gitter wird zugunsten oder im Sinne des Onkels entriegelt. Ganz konträr dazu geht die Annäherung Victors an seinen letzten lebenden Verwandten beinahe ausschließlich auf Gesprächsebene vonstatten – und diese wird nach langer Zeit des Schweigens ausgerechnet über Victors Hund bzw. die drei Hunde des Oheims wieder betreten. Während der Onkel letztere als „‘drei Bestien, denen nicht zu trauen ist’“ bezeichnet und sich darüber ver-

---

<sup>134</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 721

<sup>135</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 722

wundert zeigt, „‘wie sie sich so an Dich [Victor, Anm. M.B.] hängen’“<sup>136</sup>, erläutert der Neffe ihm sein Prinzip von Liebe und Gegenliebe:

„Habt sie nur lieb, wie ich den Spitz – und sie werden auch so gut sein, wie er,“ entgegnete Victor. Der Mann sag ihm mit sonderbar forschenden Augen an und sagte gar nichts auf diese Rede. Aber von nun an sprachen sie wieder bei Tische mit einander, und insbesondere einmal wurde Victor sehr lebhaft, als ihn der Greis zufällig oder absichtlich veranlaßte, von seiner Zukunft und seinen Planen [sic!] zu reden.<sup>137</sup>

Die Prophezeiung, respektive die in Aussicht gestellte Beziehung erfüllt sich am Ende allerdings nicht – die Gegenliebe wird schlussendlich nicht in der vom Oheim erhofften Form eingelöst. Somit bleibt jenem am Ende nur resignierend festzustellen:

„Dich habe ich geliebt!“ schrie der Greis heraus, daß Victor fast erzitterte – und es war eine augenblickliche Stille. – – „Nun – Du schweigst? – – Wie ist es denn mit der Gegenliebe? – – Nun? – Hast du mich wieder entgegen geliebt?“ fragte der Alte lauernd. Victor vermochte nicht ja zu sagen und er verstummte. „Sieht Du?“ sagte der Greis, „ich habe es gewußt [...]“<sup>138</sup>

So sehr die rational betrachtet doch reichlich unmotivierten Aufenthaltsverlängerungen und damit die Veränderung in den Gewohnheiten Victors von einer schrittweisen Annäherung seinerseits an den Oheim zeugen mögen, versagt ihm doch im entscheidenden Augenblick im wahrsten Sinne des Wortes die Stimme. Das Unvermögen, die Frage des Onkels bejahend zu beantworten, muss also keineswegs als Umkehrschluss – d.h. Negierung – gewertet bzw. gedeutet werden. Oheim und Neffe sind lediglich nicht in der Lage, einander wechselseitig bedingungslose Offenheit zuzugestehen; der Oheim nicht, indem er Victor bei sich behalten möchte und erst ganz zuletzt dem Drang seines jugendlichen Neffen nachgibt, und dieser selbst nicht, indem er das vertraute Wort im rechten Moment nicht zu sprechen weiß, sondern erst wieder in Gesellschaft seiner Ziehmutter Ludmilla. Das gegenseitige Verständnis der wechselweise ausgetauschten Zeichen einer sich verändernden Beziehung kann also durchaus nicht geleugnet werden; allein reicht dieses nicht aus, um den endgültigen Schritt in ein sich durch absolute Offenheit auszeichnendes Verhältnis zu vollziehen.

Betrachtet man diese Entwicklung auf Ebene der gegenständlichen und gewohnheitsmäßigen Veränderungen, bleibt also eine eher traurige Bilanz zu ziehen, die nur sehr schwer von der am Ende geschlossenen Ehe und der damit einhergehenden ‘Tilgung’ des patrimonialen Fehlers der Vergangenheit konterkariert werden kann. Die Frage des Oheims an seinen Neffen, wer denn nun wessen Weise lernen solle – der junge die des Alten oder vice versa – muss folgerichtig ebenso unbeantwortet bleiben wie sein Ruf nach Gegenliebe. Aus erzählerischer Perspektive korrespondiert damit wiederum die Tatsache, dass sich Emotionen bzw. deren ent-

---

<sup>136</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 723

<sup>137</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 723

<sup>138</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 729

wicklungsmäßiger Verlauf auf rein dinglicher Ebene ausgedrückt finden. Das entscheidende Wort kann im entscheidenden Moment nicht gesprochen werden, und die Gefühle müssen andere Kanäle finden, um wenigstens indirekt zum Ausdruck zu kommen.

Der Beziehungsverlauf in *Nachkommenschaften* zwischen Friedrich Roderer und dem in Lüpfig ansässig gewordenen Rodererzweig offenbart sich eher anhand veränderter Gewohnheiten als am Umgang mit Gegenständen – interessanterweise zunächst mit einem unfreiwilligen faux pas des Protagonisten. Bei seinem ersten Zusammentreffen mit Peter Roderer ist es der ältere, der den jüngeren zuerst grüßt; also ein gesellschaftliches Missgeschick. Ein ‘Fehler’ auf viel persönlicherer Ebene passiert jedoch bei Friedrichs initialer Begegnung mit Susanna. In seine Malerei vertieft, bemerkt er ihr (und der Gesellschaft, die mit ihr geht) Herannahen nicht und gibt so seine ansonsten vor allen Blicken geschützten Bilder zur Begutachtung preis. Als Konsequenz aus diesen beiden Fatalitäten wappnet sich der Protagonist mit gesteigerter Umsicht; grüßt Peter Roderer bei der folgenden Zusammenkunft bevor dieser ihn grüßen kann und verschließt seine malerischen Erzeugnisse vor ungewollten Blicken, sowie er die Gesellschaft beim nächsten Mal näherkommen hört. Die erste Veränderung in den Gewohnheiten Friedrich Roderers geschieht also im Grunde eher unfreiwillig.

Ganz freiwillig vollzieht sich hingegen (einige Zeit nach der versehentlichen Preisgabe seiner malerischen Fähigkeiten am Fuße des Moors) die zweite Bilderschau. Nachdem Peter Roderer entgegen seiner eigentlichen Gewohnheiten auch an Regentagen das Lüpfiger Wirtshaus aufsucht, in welchem der junge Protagonist gastiert – worin sich das gesteigerte Interesse des alten am dem jüngeren ausdrückt –, „ereignete sich eine Seltsamkeit mit mir [Friedrich Roderer, Anm. M.B.], die ich im Grunde von mir nicht begreifen konnte.“<sup>139</sup> Der Protagonist zeigt dem Schlossherrn aus eigenem Antrieb seine unfertigen Gemälde, die er ansonsten unter strengstem Verschluss hält. An dieser Stelle nimmt ein Netz von Aussparungen seinen Anfang. Ebenso, wie Peter Roderer bei dieser Gelegenheit kein Wort über die Bilder seines jungen Gesprächspartners verliert und erst später im Zuge seiner biographischen Ausführungen darauf zurückkommt, verabsäumt wiederum Friedrich, an jenem Punkt seinen identen Familiennamen preiszugeben. Den gegenseitigen Vertrauensbekundungen bzw. Offenbarungen ist demnach eine gewisse Prolongation inhärent – das Offensichtliche (oder doch zumindest Naheliegende) findet erst spät seinen Weg an die Oberfläche.

Hinsichtlich der Beziehungsentwicklung zwischen Friedrich und Susanna werden Unterbrechungen in festen Gewohnheiten dazu benutzt, das Fortschreiten wechselseitigen Interesses nachzuzeichnen. In Folge einer ersten, scheinbar zufälligen Begegnung der beiden auf dem täglichen Spazierweg des Protagonisten stellt sich eine gewisse Regelmäßigkeit dieser Aufeinandertreffen zur immergleichen Zeit ein: „Ich sah sie ein anderes Mal wieder auf diesem Wege, und dann wieder. Ich ging jetzt gar keinen andern Weg mehr als diesen. Ich sah sie meh-

---

<sup>139</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1315

rere Male und endlich täglich.“<sup>140</sup> Zugunsten dieser Zusammentreffen im Wald, welche auch nach einem sich stets wiederholenden Muster des gegenseitigen, wortlosen Grüßens ablaufen, ändert Friedrich seine Gewohnheiten in Bezug auf seine künstlerische Arbeit. Er unterbricht sein Malen ganz bewusst, um Susanna zu begegnen. Diese neue Angewohnheit wird wiederum von weiblicher Seite her zur Sicher- bzw. Feststellung der Zuneigung von männlicher Seite her benutzt:

Eines Tages dauerte es sehr lange, bis der Wagen mit den Braunen auf der Straße an dem rechten Moorufer mittagswärts fuhr. Um zwei Stunden kam er später. Ich legte meine Geräte bei Seite und ging in den Wald. Wir begegneten uns. Ich glaubte bei dem Begegnen zu bemerken, daß sie erröthete. Am andern Tag kam der Wagen um eine und eine halbe Stunde zu früh. Ich raffte mich auf, ging in den Wald und wir begegneten uns, und ich glaubte wieder das Roth auf ihren Wangen zu sehen. Von nun an kam der Wagen ganz regelmäßig um eilf Uhr.<sup>141</sup>

Die sich steigernde Emotionalität, welche diesen Zusammenkünften innewohnt und sich in der Änderung der Gesichtsfarbe Susannas und spontaner bzw. abrupter Unterbrechung von Friedrichs Verrichtungen äußert, wird von der gleichbleibenden Beschreibung seitens des Protagonisten unterspült. Der erzählerische Fingerzeig tritt dadurch umso deutlicher zu Tage und deutet auf exakt jene Punkte, an denen der Beziehungswandel abzulesen ist.

Im weiteren Verlauf bezeugt die Aufgabe vormals immer beharrlich gepflegter Gewohnheiten Friedrich Roderers wachsende Zuneigung zu Susanna. Seine standhafte Weigerung an der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben in Lüpfing wird (salopp gesprochen) kurzerhand über den Haufen geworfen; und der Protagonist sucht – obgleich nur an dessen Rändern und somit dennoch etwas fernab des eigentlichen bunten Treibens – den Lüpfinger Kirtag auf. Dort vollzieht sich eine Veränderung in Hinblick auf seine malerischen Aktivitäten, indem er sich kurzfristig auf das Zeichnen von Menschen und der Veranstaltung an sich verlegt. Die Nachwehen des Aufeinandertreffens mit Susanna mitsamt ihrer Familie und freundschaftlich verbundenem Gefolge, bei dem sich Friedrich derart im Hintergrund hält, dass nur die Angebetete ihn erblickt, drücken sich folgerichtig auch zunächst über Umstellungen bezüglich des Malens aus: „Ich schlief in der kommenden Nacht keinen Augenblick und malte des andern Morgens nicht.“<sup>142</sup> Jener veränderte Zustand verweist einerseits auf die stattgefundenene, bedeutsame Begegnung auf dem Kirtag und andererseits auf die bereits erwartete, übliche im Wald – bei welcher es schließlich auch endlich zur Aussprache der beiden Liebenden kommt.

Ihre Klimax erreicht dieser Reigen an veränderten Gewohnheiten des Protagonisten schlussendlich an dem von Peter Roderer vorhergesagten Punkt, an welchem er seine Malerei endgültig aufgibt und sich gänzlich der Verbindung mit Susanna widmet. Diese Ent- bzw. Lossagung muss umso dramatischer erscheinen als Friedrich zuvor noch einmal eine Phase absoluter künstleri-

---

<sup>140</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1342

<sup>141</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1343

<sup>142</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1347

scher Hochform durchlebt, im Zuge derer er sein Moorbild nahezu fertigstellt. Allerdings ist die Beziehung zwischen den beiden Rodererkindern hier bereits zu einem Grade bekundet, der bezweifeln lässt, dass die Aufgabe der malerischen Tätigkeit alleine auf die Tiefgründigkeit des Verhältnisses zwischen Friedrich und Susanna verweist. Es handelt sich dabei letztlich vielmehr um einen patrimonial intendierten wie initiierten Verzicht, dessen Freiwilligkeit seitens des Protagonisten prinzipiell in Frage gestellt werden muss.

In *Der fromme Spruch* ereignen sich kaum Abweichungen von tradierten Gepflogenheiten. Die Geburtstagsgespräche der beiden Geschwister gleichen einander Jahr für Jahr beinahe bis auf's Wort. Bestimmte Wendungen im Zusammenhang mit der beiderseits gehegten Hoffnung auf eine Ehe zwischen den jungen Ziehkindern werden im immergleichen Wortlaut wiederholt. Ein wenig Abwechslung bringt lediglich das letzte Jahr, in welchem Dietwin und Gerlint der Kindergeneration schließlich zusammenfinden. Bereits kurz vor dem Geburtstag ihrer Pendants aus der Elterngeneration wird eine schleichende Veränderung in die Schilderung musterhafter Abläufe eingeschrieben:

Die Festlichkeiten und Zusammenkünfte waren wie sonst, und eher noch mehr, und wie sich die Aufmerksamkeiten von jungen Männern gegen Gerlint steigerten, so blieb ihr Anstand gegen jeden derselbe, und ihre Kälte blieb dieselbe. Dietwin ritt jetzt sehr oft nach Biberau, wie er früher gefahren war, und man bemerkte, daß er meistens sehr schnell ritt. Auch an Gerlint bemerkte man, daß ihr Reiten jetzt etwas viel Schnelleres und Hastigeres habe als früher.<sup>143</sup>

Bemerkenswerterweise wird ausgerechnet jene Unterredung der beiden Geschwister ausgespart, welche sich an diesem beiderseitigen Geburtstag zuträgt. Dies erscheint umso verwunderlicher, als jene immerzu eine Art von Lagebericht, respektive Revue-Passieren-Lassen des vergangenen Jahres vorstellt – und exakt am Ende eines etwas turbulenteren Jahres, in welchem der junge Dietwin auch vermeintlich in eine Schlägerei verwickelt wird (bzw. sich selbst darin verwickelt) unterbleibt diese Rückschau auf das, was sich zugetragen hat. Erneut werden Diskrepanzen vom ansonsten sehr strikt steten Ablauf nur in die Dokumentation desselben verwoben, anstatt direkt wiedergegeben zu werden.

Als das Zwiegespräch dieses Tages zwischen dem Oheime und der Tante vorüber war, als das Festmahl vorüber gegangen war, als die Gäste sich zerstreut hatten, als der Tag vorüber war, als alle Bewohner des Schlosses Biberau sich in ihre Schlafgemächer zurück gezogen hatten, saß die Tante in dem ihrigen an dem Tische, und hielt ihr Haupt in den beiden Händen. Und als sie dann ihre Zofen gerufen, und sich hatte entkleiden lassen, und als in ihrem Bette lag [...] konnte sie den ersehnten Schlummer nicht finden.<sup>144</sup>

Das in dieser Passage keine Ausgestaltung findende Gespräch zwischen Dietwin und Gerlint der Elterngeneration wird kurze Zeit später erzählerisch nachgeholt. Die Tatsache, dass der

---

<sup>143</sup>*Der fromme Spruch* (2005), S. 1490

<sup>144</sup>*Der fromme Spruch* (2005), S. 1491

Gegenstand dieser Konversation zunächst unausgesprochen bleibt oder doch wenigstens eine Verzögerung erfährt, korrespondiert mit dessen Brisanz – dem Verdacht, die Pendants der jüngeren Generation könnten ernsthaftes Interesse an einer Liebesbeziehung mit den älteren haben. An dieser Stelle überkreuzen sich die latenten Inzestwünsche der Elterngeneration mit einer subtilen Projektion auf die Ziehkinder, welche vor allem an der übermäßigen Betrachtung der Bilder der alten seitens der jungen festgemacht wird. Dementsprechend kann in diesem Kontext zwar durchaus eine Veränderung anhand der Dinge – namentlich der Gemälde Gerlints und Dietwins – konstatiert werden; allerdings auf einer übergelagerten Ebene. Zum einen vollzieht sich mit den zur Diskussion stehenden Gegenständen keinerlei materiell greifbarer Wandel; stattdessen findet ein Bedeutungswechsel bzw. eine Bedeutungsverschiebung in der Kindergeneration statt. Was die junge Gerlint und der junge Dietwin in den Bildnissen der Tante und des Oheims suchen und finden, ist die Ähnlichkeit mit dem eigentlichen Objekt der Begierde, d.h. dem jeweils anderen. Zum anderen wird durch die Fehldeutung der Elterngeneration zumindest der vermeintliche Wunsch nach einer in jedweder Hinsicht ungeheuerlichen Paarkonstellation eröffnet, dessen potentiell Bestehen schlussendlich den Auslöser für Reisepläne liefert – und diese wiederum dienen als Anlass zur Aussprache zwischen den jungen Protagonisten.

Jene dinglichen Veränderungen, anhand derer der Beziehungsstatus der beiden jungen Dietwin und Gerlint ablesbar wird, müssen in *Der fromme Spruch* in einem etwas weiteren Sinne gedacht werden. Es sind weniger bereits bestehende Gegenstände und Sachverhalte, welche eine (wie auch immer geartete) Transformation erfahren, sondern die Gewichtung liegt hier auf ihrer Neuschaffung. Insbesondere, sofern man das Wettfeiern Gerlints und Dietwins in botanischen wie (land-)wirtschaftlichen Belangen nicht nur als Buhlen um die Gunst der Elterngeneration auffasst, dagegen vielmehr auch als mutuales Imponiergehabe oder wechselweises Heischen um anerkennende Zuneigung. Jene unterbleibt naturgemäß bis zuletzt, obgleich das beiderseitige Aufsuchen gemeinsamer Erinnerungsorte der Kindheit nach Gerlints Ankunft in Biberau darauf hinweist, dass eine solche im Grunde bereits zu irgendeinem Grad bestehen mag. Genauso, wie die junge Gerlint die alten Schlossmöbel teilweise aus ihren neuen Gemächern verbannt, werden am Ende auch einstige Zwistigkeiten aus Kindheitstagen ausgeräumt.

Resümierend lässt sich festhalten, dass in sämtlichen hier diskutierten Werken die emotionale Entwicklung der Protagonisten anhand von Wandlungsprozessen, die im Umgang mit Dingen oder in alltäglichen, respektive gewohnheitsmäßigen Abläufen zum Ausdruck kommen, nachvollziehbar wird – zumal aus erzählerischer Perspektive ansonsten kaum Anhaltspunkte bestehen. Zwar findet man diese Strategie in den einzelnen Texten auf unterschiedliche Weise und divergierender Priorisierung ausgeprägt, ihr Bestehen kann jedoch letztlich in allen vier Erzählungen nachgewiesen werden, wie die Analyse in diesem Kapitel gezeigt hat. Im Folgenden wird auf die Rolle verschiedener Wissenschaften eingegangen, welche von den Protagonisten im Verlauf des Handlungshergangs (mit mehr oder minder großem Eifer) betrieben werden.

## 2.2.2 Die Bedeutung und Rolle der (Hilfs-)Wissenschaften

Abgesehen von *Der Hagestolz*, wo andere Mechanismen zur intendierten Kultivierung beitragen, beinhaltet der Entwicklungsprozess der Protagonisten aus sämtlichen in dieser Masterarbeit primär diskutierten Erzählungen die Auseinandersetzung des bzw. der Protagonisten mit unterschiedlichen Wissenschaften oder auch – wie in *Nachkommenschaften* – den Künsten. In alle Werke eingeschrieben ist die Genealogie, welche die Handlungsverläufe wie ein roter Faden durchzieht. Dieses Kapitel wird sich mit der Frage beschäftigen, welche Relevanz die verschiedenen Wissensgebiete für die vonstatten gehenden Kultivierungsprozesse besitzen. Zudem soll aufgezeigt werden, auf welche Art und Weise sie letztlich als ‘Hilfswissenschaften’ für die Genealogie fungieren.<sup>145</sup>

Besondes prägnant gestaltet sich die Verbindung zwischen den (Hilfs-)Wissenschaften und der Genealogie in *Der Kuß von Sentze*. Dort konfrontiert sich Rupert einerseits mit politischer Wissenschaft bzw. Staatswissenschaft, allerdings hauptsächlich in Form von praktischen Kenntnissen, die er im Kriegsdienst erlangt. Andererseits befasst sich der Protagonist mit den Naturwissenschaften, die ihm schließlich den Weg des Erkennens von Gesetzmäßigkeiten und Ordnungsstrukturen ebnen. Ruperts Teilnahme am Krieg in der Stellung eines Soldaten bezeugt zunächst seine mangelnde Reife, denn letztlich zieht er in die Schlacht, weil er für den Kriegsrat nicht tauglich ist. Die gesellschaftliche Position, welche seine Familie eigentlich innehat, würde ihn zwar theoretisch für den Rat eignen, ihm fehlt es jedoch vor allem an (auch politischer) Bildung. In diesem Kontext präsentiert sich die Bekräftigung gegenüber seinem Vater nach der Rückkehr vom Feldzug in einem anderen Licht: „So wirst Du [Rupert, Anm. M.B.] auch einmal im Rathe wirken, wenn Du berufen werden wirst.’ ‘Ich werde es thun,’ antwortete ich, ‘wenn ich die Gaben habe.’”<sup>146</sup> Die Mitwirkung des Protagonisten im Rat ist hier keine Frage der Konditionalität, sondern eher eine des richtigen Zeitpunkts, der aus Mangel an Reife und entsprechendem Wissen noch nicht eingetreten ist.

Obleich seine Kriegserfahrung innerhalb der Familie nicht durchwegs negativ aufgenommen wird, zeigt sich an obig zitierter Passage doch deutlich, dass die Stellung des Soldaten in dem vorherrschenden nationalen Konflikt nicht jene ist, die Rupert gemäß seiner prädestinierten Rolle innerhalb des Staatsgefüges zgedacht wäre. Gleichwohl kann diese Auseinandersetzung mit nationalen Belangen als notwendiger Schritt für Ruperts Entwicklung erachtet werden, sofern „politische Freiheit als Vorform der persönlichen inneren”<sup>147</sup> gedacht wird. Die individuelle Freiheit, welche Rupert durch seine Entscheidung (aus)lebt, auf dem beschriebenen Posten im Krieg mitzuwirken, wird aber von verwandtschaftlicher Seite hauptsächlich deshalb nicht ver-

<sup>145</sup>Da, wie soeben erwähnt, in *Der Hagestolz* lediglich genealogische Aspekte eine Rolle spielen und selbst diese Wissenschaft nicht in einem eigentlich wissenschaftlichen Sinne betrieben wird, befasst sich dieses Kapitel ausschließlich mit den andern drei hier vorwiegend besprochenen Werken Stifters.

<sup>146</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1416

<sup>147</sup>Moritz Enzinger: *Gesammelte Aufsätze zu Adalbert Stifter. Mit 18 Bildbeigaben*. Wien: Österreichische Verlagsanstalt 1967, S. 257

urteilt, weil aus ihr keine unvorteilhaften Konsequenzen für die Familiengemeinschaften entstehen. Mit seiner Beteiligung am Kriegsgeschehen ist der Protagonist außerdem dem nächst größeren menschlichen Bund dienlich – insofern, als er für eine Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände kämpft. Deshalb richtet sich Erkamberts Blick nach der Wiederkehr seines Sohnes auch tendenziell in diese Richtung anstatt in die ursprünglich vorgesehene:

„Und das Uebrige, was wir in unserem Stamme gewünscht haben [die Ehe mit Hiltiburg, Anm. M.B.],“ sprach er weiter, „lassen wir ruhen. [... O]bwohl ich gerne vor dem Schließen meiner Augen noch das Fortblühen unseres Geschlechtes gesehen hätte und mir auch die Liebe einer kleinen Nachkommenschaft wohl gethan hätte.“<sup>148</sup>

Der Grund für diese temporäre Abkehr vom eigentlichen Ziel seitens des Vaters liegt in der Brüchigkeit der beiden Ebenen Gesellschaft und Familie begründet. Dennoch scheint Ruperts Engagement im Sinne der (gesellschaftlich) gerechten Sache mithin der Grund, weshalb seine Entscheidung für das Soldatentum im Nachhinein von familiärer Seite nicht direkt missbilligt werden kann. Der Erkenntniseffekt zentriert sich um ein Gemeinschaftsempfinden; die Erfahrung, gemeinsam und zielgerichtet für eine bestimmte Sache einzutreten. Ruperts Schilderungen aus dem Krieg beschränken sich demgemäß auch hauptsächlich auf das Erlebnis dieses ‘Wir’-Gefühls, welches für seinen weiteren Entwicklungsweg von Belang ist. Einzelheiten des Kampfgeschehens werden geflissentlich ausgespart. Lediglich die im Krieg erlebte Form menschlichen Zusammenhalts interessiert bzw. erweist sich schlussendlich als ausschlaggebend.

So lässt der Protagonist einen Teil seines Herzens bei der nationalen Allianz, in die er sich während des Kriegsgeschehens eingefunden hat, und kehrt bezeichnenderweise nicht in die nähergelegene Burg Stein, sondern direkt zu Erkambert in den engsten Familienkreis zurück. Die Bedeutung von Solidarität lernt Rupert also zuerst anhand der gesellschaftlichen Gemeinschaft kennen, bevor er vermittels einer anderen Wissenschaft geschickt in jene Bahn gelenkt wird, diese Einsicht doch besser auf den eigenen Familienbund anzuwenden. Allenfalls scheint Ruperts Form der Erfahrung mit dem Krieg kein vom Geschlecht der Sentze bislang unbeschrittener Weg zu sein, befinden sich doch in Walchons Behausung nebst Ahnenbildnissen auch Waffen an den Wänden. Die Positionierung dieser Gegenstände lässt zwar vermuten, dass es sich bei diesen wohl – ebenso wie bei den gemalten Vorfahren – um etwas Vergangenes bzw. Gewesenes handelt. Dennoch besteht die familiäre Struktur der Sentze zu einem guten Teil aus Reproduktion existierender Schemata und somit erscheint nun klarer, weshalb ausgerechnet Walchon, der sich (in jedwedem Sinne) am weitesten aus der Familiengemeinschaft zurückgezogen hat, die kriegerischen Erlebnisse des Protagonisten im Nachhinein für gut befindet.

Sofern individuelle Freiheit gewissermaßen den nächsten Entwicklungsschritt (nach der politischen, wie obig erwähnt) darstellt, muss Erkambert sein Ansinnen, den Sohn in ein vorge-

---

<sup>148</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1416f.

fertigtes Familienschema einzupassen, jedenfalls als hochgradig gefährdet ansehen. Nachdem Walchon allerdings den nämlichen Wunsch hegt, und über ihn zugleich ein Konnex mit Kriegserfahrung hergestellt werden kann, ist es am Vaterbruder, Ruperts Werdegang doch noch auf innerfamiliäre Belange auszurichten. Die Naturwissenschaften und der Naturraum, in welchem seine graue Sentze gelegen ist, erweisen sich hierbei als ausschlaggebende Komponenten. In der Abgeschiedenheit von Walchons Behausung, die stark mit den zum Handlungszeitpunkt bestehenden gesellschaftlichen Unruhen kontrastiert, gelingt es schließlich, vermittelt der Bryologie die entscheidende Brücke zur Genealogie zu schlagen – denn naturwissenschaftliche und genealogische Einsichten laufen in *Der Kuß von Sentze* gewissermaßen parallel. Ruperts mangelnde Reife stellt sich somit nicht zuletzt auch als Mangel an Naturverständnis heraus. Gesetzmäßigkeiten und Abläufe der Natur zu kennen und vor allem auch zu erkennen, ist hier mehr oder minder gleichbedeutend damit, sich selbst als Teil dieser natürlichen Ordnung bzw. seinen darin angestammten Platz zu begreifen. Dank der Auseinandersetzung mit der Lieblingswissenschaft Walchons wird der Protagonist des Prinzips geordneter Strukturen gewahr, die auch in seiner Familiengeschichte eine wesentliche Rolle spielen. Anhand der Naturphänomene kann eine Art ‘Ordnung der Dinge’ ersehen werden, die allgemeinere Gültigkeit besitzt.

Der Ort dieser Erkenntnis wird ins Naturreich verlegt, da dem städtischen Umfeld jedwede Voraussetzung dafür fehlt. Schließlich trägt sich die Handlung, wie obig bereits ausgeführt, in einem Zeitraum gesellschaftlicher Unruhen zu – und somit während eines Zustands zumindest vorübergehender Unordnung –, die dem Erkennen strukturierter und strukturierender Ordnungsmechanismen nicht zuträglich sind. In Anbetracht ihrer Eigenschaften scheinen nun Moose als Forschungsobjekte besonders geeignet; insbesondere sofern man sie zudem mit der Familiengeschichte der Sentze in Verbindung bringt. Die Fortpflanzungsstrategien dieser Gewächse weisen Analogien zu den genealogischen Strukturen der Familie auf. Moose sind in der Lage, sich sowohl geschlechtlich als auch auf ungeschlechtliche Weise zu vermehren. Letztere bringt klongleiche Nachkommen hervor und ist somit einer menschlichen endogamen Verbindung nicht ganz unähnlich. Aus der Vereinigung Ruperts und Hilitburgs können ebenfalls nur Nachkommen entstehen, die zwangsläufig hauptsächlich die Gene der Sentze in sich tragen. Die ungeschlechtliche Vermehrung von Moosen geschieht blütenlos, also gewissermaßen im geheimen, wie die beiden Küsse zwischen dem Protagonisten und Walchons Tochter. Ihr geht zudem unbedingt die geschlechtliche Variante der Fortpflanzung voraus, was mit den exogamen Eheverhältnissen von Erkambert und dessen Bruder korrespondiert. So erscheint es beinahe wie naturgegeben, dass die darauf folgende Form der Verbindung in endogamer Linie erfolgt.

Ruperts Bemühungen auf dem Gebiet der Bryologie bringen ihn nicht nur Walchon, sondern auch der Bedeutung seiner Familiengeschichte näher. Äquivalent zu seinen Einsichten in die Naturwissenschaft wächst seine Fügung in jene Position, die er in Bezug auf die Erhaltung seiner Familie gemäß den Vorstellungen der Elterngeneration zu versehen hat. Walchon übernimmt innerhalb dieses Prozesses eine väterliche und zugleich anleitende Rolle. Seine Aus-

sagen Ruperts Fortschritte in der Bryologie betreffend dokumentieren die Heranführung des Protagonisten an das Erkennen nicht nur natürlicher Ordnungsprinzipien, sondern auch genealogischer. Noch bevor Rupert genauere Einsicht in die Studien seines Onkels erlangt, ahmt er jedoch zunächst einmal unhinterfragt dessen Verhaltensweise nach, indem er eines Tages Moose im Wald einsammelt, die ihm gefallen.

Er [Walchon, Anm. M.B.] las die Moose Stämmchen für Stämmchen auseinander und legte sie in eine Reihe. Dann sagte er: „Du hast eine gute Meinung, Vetter, aber Du kennst die Sache noch nicht. Ich habe die Verwunderlichkeit dieser kleinen Dinge zu ergründen gesucht und bin noch lange zu keinem Ende gelangt. [...]“<sup>149</sup>

Walchon zeigt an dieser Stelle unmissverständlich auf, dass es sich bei der Verfahrensweise des Protagonisten nicht um eine wissenschaftliche Methodik handelt, sondern Rupert stolpert hier vielmehr in ein Sachgebiet, zu welchem ihm jegliches Hintergrundwissen fehlt. Die erste Lektion, welche er zu lernen hat, ist also die seiner eigenen Unerfahrenheit in Bezug auf Ordnungs-, und Klassifikationssysteme. Naturerscheinungen (und damit gewissermaßen Hand in Hand gehend, auch genealogische) sind für ihn zu diesem Zeitpunkt bloße Phänomene, die er nicht einordnen kann.

Ziel der naturwissenschaftlichen Unternehmungen Ruperts ist das Erkennen systematischer Prozesse und Gliederungen in der Natur und, übertragen auf den menschlichen Bereich, hinsichtlich seiner eigenen Familiengeschichte. Dabei geht es allerdings „weder um Gelehrsamkeit noch Genauigkeit im Detail, sondern um die Entdeckung von Gesetzmäßigkeiten mit dem Ziel [...], adäquate Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln.“<sup>150</sup> Die im Anschluss an seine bryologischen Untersuchungen stattfindende Auseinandersetzung mit der Genealogie, in Form der Schwurschriften seiner Ahnen, bilden die logische Folge einer Entwicklung, die auf die Einpassung ins familiengeschichtlich bereits vorgefertigt bestehende Schema abzielt. Die Analogie zwischen Naturreich und der menschlichen Sphäre wird dabei mittels der sprachlichen Parallele von Moosstämmchen und Familienstamm noch besonders deutlich herausgestrichen. Die Bryologie erscheint somit mithin als ideale ‘Vorwissenschaft’ zur Genealogie.

Die beiden jungen Protagonisten in *Der fromme Spruch* müssen gewissermaßen auch erst ‘vom Schlachtfeld’ geholt werden, bevor ihre Einübung in andere Wissenschaften beginnen kann. Der junge Dietwin hat seinen Soldatendienst freiwillig quittiert, nachdem das Kriegsgeschehen sich gelegt hat, und in Bezug auf die junge Gerlint, die ihr Dasein zuvor in einem Mädchenpensionat gefristet hat, heißt es bei deren Ankunft auf Schloss Biberau: „[... U]nter den Deinigen wird dir wohler werden als unter dem Kriegsheere von lauter Weiberröcken [...]“<sup>151</sup> Die ‘Wissenschaft’,

---

<sup>149</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1423

<sup>150</sup> Monika Ritzer: Die Ordnung der Wirklichkeit. Zur Bedeutung der Naturwissenschaft für Stifters Realitätsbegriff. In: *Stifter und die Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik*. Hrsg. v. Alfred Doppler, Johannes John, Johann Lachinger und Hartmut Laufhütte. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007, S. 156

<sup>151</sup> *Der fromme Spruch* (2005), S. 1467

welcher sich die beiden zuwenden, ist im wesentlichen eine vorbildhafte Bewirtschaftung der Besitztümer. Im Zuge dessen legen die jungen Protagonisten ein bedeutsames Maß an Individualität an den Tag, was insbesondere anhand von Gerlints Entwicklung greifbar wird. Sie gestaltet zunächst die ihr zugeordneten Gemächer mehr oder minder von Grund auf um, bevor sich ihre Aufmerksamkeit auf das ihr künftig zugeordnete, nächstgrößere Besitztum richtet – die Verwaltung des Schlosses. Die Rolle, nach welcher hin sich ihre Bestrebungen orientieren, ist die der alleinigen Verwalterin; also analog zu jener Position, welche zu diesem Zeitpunkt (noch) die Tante innehat. Die Ambivalenz zwischen dieser Lebensausrichtung einerseits und persönlicher Handlungsfreiheit andererseits wird in der Erzählung bis zum wechselseitigen Liebesgeständnis nur schrittweise aufgelöst und kommt in verschiedenen Konstellationen bzw. auf unterschiedlichen Ebenen zum Ausdruck. Nicht nur endet eine Schilderung des penibel geregelten Tagesablaufes auf Schloss Biberau mit den Worten: „Es war aber dies keine Regel, und jedes durfte diese Zeit auch verwenden, wie es wollte.“<sup>152</sup> Ferner bleibt auch die Ausbildung Gerlints in der Schwebe zwischen einem strikt vorgegebenen Schema und Raum für individuelle Entfaltung: „[...] Die Tante ließ sie an Manchem Teil nehmen, und ließ ihr in Manchem freie Hand.“<sup>153</sup> Jene Form der Freiheit, welche die junge Gerlint genießt, muss allerdings angesichts der Stammesgeschichte derer von der Weiden relativiert werden. Zieht man die Tatsache in Betracht, dass Selbstständigkeit eine Eigenschaft ist, die den Mitgliedern der Familie a priori zugeschrieben wird, so erscheint die von Gerlint (und Dietwin) gelebte Individualität bzw. deren seitens der Elterngeneration gestattetes Ausmaß letztlich wieder nur schablonenhaft.

Der Wetteifer, den die beiden Vertreter der Kindergeneration miteinander (oder eher: gegeneinander) betreiben, steht unter denselben Vorzeichen. Worum es eigentlich unter der Oberfläche des Konkurrenzverhältnisses geht, ist die Einübung in eine Art mutualer Abhängigkeit, die ja auch von Tante und Oheim gelebt wird. Dies erscheint mithin der Grund, weshalb sich die jungen Protagonisten in denselben landwirtschaftlichen Belangen ergehen; namentlich der Rosen- und Rinderzucht. Die Interdependenz will sich jedoch gerade deshalb zuerst nicht einstellen, weil sie auf materieller Ebene herbeizuführen versucht wird. Außerdem bahnen sich etwaige Zuneigungsbezeugungen ihren Weg durch die falschen Kanäle. So lässt der junge Dietwin bei der Beschau seiner Rosen nur der älteren Gerlint einen Strauss zukommen, ihr junges Pendant hingegen versieht er lediglich mit der Aussicht auf ‘Aushilfe’ bei der Vervollständigung ihrer eigenen Zucht: „‘Wenn mein schönes Mühmchen Gerlint den ein oder andern Stamm für ihre Sammlung bedarf, und wünscht, so gebiete sie nur darüber,’ sagte er. ‘Wenn ich Stämmchen bedarf, so werde ich meinen guten Vetter darum ersuchen,’ antwortete Gerlint.“<sup>154</sup> Gegenseitige Einfühlung in ein und denselben Gegenstand erscheint unter diesem Aspekt das (un)erklärte Ziel des mit Eifer geführten Wettbewerbs – allerdings beschränkt sich die korrelative Bedingtheit der Elterngeneration eben gerade nicht auf Dinge in natura, sondern erstreckt sich auf

---

<sup>152</sup> *Der fromme Spruch* (2005), S. 1484

<sup>153</sup> *Der fromme Spruch* (2005), S. 1484

<sup>154</sup> *Der fromme Spruch* (2005), S. 1489

ideelle Einheit und Einigkeit. Über ihr gegenseitiges Messen gelingt es der Kindergeneration nicht, einen derartigen Zustand herbeizuführen. Stattdessen erweisen an dieser Stelle einmal mehr bereits tradierte Formen ihre probate Wirksamkeit. Konkret finden die beiden jungen Protagonisten über die alten Gemälde der Tante und des Oheims zueinander. Der gegenseitigen Liebesoffenbarung geht eine Unterhaltung über die Kunst des Malers voraus und damit eine Verlagerung wechselseitiger Bestätigung auf eine andere, nicht materielle Ebene, von der aus das intendierte Ziel endlich erreicht werden kann.

Die Malerei stellt auch die Ausgangsbasis in *Nachkommenschaften* vor; und gleich zu Beginn der Erzählung wird eine Analogie zwischen dieser Kunst und der Genealogie hergestellt. Der Abstammung und menschlichen Reproduktion steht ein künstlerisches Korrelat in Form unzähliger Gemälde – und hier konkret der vielen bereits existierenden sowie noch anzufertigenden Abbilder des Dachsteins – gegenüber. Doch im Gegensatz zu den in diesem Kapitel bereits dargelegten Hilfswissenschaften erweist sich in *Nachkommenschaften* „[d]er Entscheid, eine Malerkarriere einzuschlagen, [...] als Akt der Verweigerung [...]“<sup>155</sup> des Protagonisten in Hinblick auf jedwede Form der menschlich-biologischen Vermehrung. Des Weiteren wirkt Friedrich Roderer auch der Anhäufung von gemalten Bildern entgegen, indem er jedes seiner Werke – sofern es ihm nicht als einzigartig und perfekt erscheint – verbrennt. Hinsichtlich seiner künftigen künstlerischen Laufbahn sieht er nur zwei Szenarien: Entweder es gelingt ihm, die ‘wirkliche Wirklichkeit’ in seinen Gemälden einzufangen, dann stünde einer weitläufigen Produktion nichts im Wege; oder aber es existiert zum Zeitpunkt seines Todes nur jenes Bild, an welchem er bis zu dessen Eintritt gearbeitet hat.

Begründet wird die rigorose Tilgung misslungener Bilder zum einen mit deren vermeintlicher Nutzlosigkeit – da ja bereits zahllose Gemälde in allen Qualitätsabstufungen in dieser Welt vorhanden sind bzw. derer tagtäglich noch mehr entstehen. Zum anderen gereichen sie dem Protagonisten letztlich höchstens zum Ärger über sein verunglücktes Unterfangen. An diesem Punkt erscheinen zwei Dinge bemerkenswert. Erstens wird explizit darauf hingewiesen, dass sich missratene Gemälde nicht sinnvoll zweckentfremden lassen – im Gegensatz zu Büchern, deren Einband man allenfalls noch als Deckel für Milchtöpfe verwenden kann. Zweitens greift hier der Anspruch auf Einzigartigkeit und Unbedingtheit. Friedrich Roderer ist nur gewillt, ein Produkt seines Schaffens bestehen zu lassen, sofern es seinen (schlussendlich aus seiner subjektiven Sicht unerreichbaren) dahingehenden Ansprüchen Genüge tut. So wird die Verlegung seines Projekts vom Dachstein zum Lüpfinger Moor nachvollziehbar. Nicht nur, dass das Moor an sich kein klassisches und bereits vielgemaltes Motiv vorstellt; zudem verhindert die zeitgleich stattfindende Trockenlegung desselben eine etwaige Reproduktion durch einen anderen Maler. Deshalb soll das geplante Gemälde des Protagonisten auch einer Art von Totalitätsanspruch genügen – das Moor muss in all seinen Facetten gleichzeitig dargestellt werden. Damit

---

<sup>155</sup>Dominik Müller: Des Gezähmten Widerspenstigkeit. Gegenläufige Deutungsperspektiven in Adalbert Stifters Erzählung ‘Nachkommenschaften’. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 48 (2004), S. 126

wiederum korrespondiert auf menschlicher Ebene die Brautwahl des Protagonisten. Durch Vereinigung mit Susanna, welche über ein ebenso roderer'sches Gemüt verfügt wie er selbst, kann ein Abbild der Roderer in ihren dennoch ein wenig unterschiedlichen charakterlichen Manifestierungen erzielt werden. Präzise gesprochen befördert die Allianz Friedrichs und Susannas die Entstehung eines (metaphorisch ausgedrückt) Gesamtbildes der beiden Rodererzweige; d.h. jenem Zweig, welcher noch in dem alten Muster der Einbildungen verhaftet ist und jenem, der sich bereits praktisch zweckhafteren (in diesem Fall: landwirtschaftlichen) Beschäftigungen zugewandt hat. In *Nachkommenschaften* verschieben sich dementsprechend Friedrich Roderers Ambitionen vom künstlerischen auf den menschlichen Bereich und damit auch seine Anforderungen bezüglich der Produktion und Reproduktion. Eine Ehe mit Susanna darf in diesem Zusammenhang genau deshalb gelingen, weil dadurch ein gewissermaßen totales (Ab-)Bild der Roderer entsteht. Die vom Protagonisten gelernte Lektion besteht aus der Erkenntnis, dass Einzigartigkeit keine nur auf das singuläre Individuum anwendbare Größe vorstellt, sondern auch innerhalb eines familiären Kollektivs erlangt werden kann.

Das zu Beginn der Erzählung dargelegte Ansinnen des Protagonisten, all seine (gelungenen) Gemälde entweder bei sich zu behalten oder im Verwandtenkreis zu verschenken – keinesfalls jedoch zu verkaufen oder an externe Personen weiterzugeben – deutet bereits auf eine endogame Lösung hin, sofern man diesen Gedanken auf die menschliche Sphäre umlegt:

[... S]o habe ich endlich wirklich alle meine Bilder in meiner Wohnung beisammen, oder in den Räumen, die ich dafür miethete. Aendere ich meinen Sinn, was sehr übel wäre, so habe ich eine Schwester, die Kinder hat; so haben meine zwei Oheime Kinder, diese Kinder bekommen einst Kinder, welche wieder Kinder bekommen, so daß ich bei dem hohen Alter, welches ich erreichen werde, Nichten, Neffen, Geschwisterkinder, Urnichten, Urneffen, Urgeschwisterkinder, Ururnichten, Ururneffen, Ururgeschwisterkinder, und so weiter, in großer Zahl haben werde, unter welche ich meine Bilder als Geschenke vertheilen kann. [...] Mögen sie sich ausdehnen, ich dehne mich nicht aus [...].<sup>156</sup>

Letztlich durchlebt die Malerei im Handlungsverlauf einen Funktionswandel. Dient sie Friedrich Roderer zunächst noch als Mittel zum Zweck seiner ultimativen Eheverweigerung, gelangt er (unter anderem) vermittelt seiner in und für diese seine Kunst entwickelten Ansprüche und Ansichten schlussendlich zur Einsicht, dass sich jene in Form einer Eheschließung eher realisieren lassen als in seinen bzw. durch seine malerischen Bestrebungen an sich.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass – abgesehen von *Der Hagestolz* – in den untersuchten Erzählungen (zumeist seitens der Väter oder deren Stellvertreter bzw. Verdoppelungen; respektive der Elterngeneration im Allgemeinen) von verschiedenen Wissenschaften bzw. der Kunst Gebrauch gemacht wird, um die Protagonisten an die Einsicht der Notwendigkeit einer endogamen Heirat heranzuführen. Die einzelnen als Hilfswissenschaften fungierenden Sachge-

---

<sup>156</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1303

biete werden zu diesem Zweck eng mit genealogischen Belangen verknüpft; Analogien hergestellt ohne diese jedoch explizit zu artikulieren. So kann eine beinahe unmerkliche Heranführung an das intendierte Ziel stattfinden. Genauer gesagt werden die Protagonisten auf diese Weise sukzessive ihrer individuellen Neigungen und Leidenschaften entwöhnt und einer familialen Kollektivgesinnung angenähert. Im folgenden Kapitel wird nun detailliert beleuchtet, wie sich diese Prozesse im einzelnen ausgestalten.

### 2.2.3 Auflösung im Familienkollektiv

Im ersten Abschnitt dieser Masterarbeit wurde bereits dargelegt, dass bzw. inwiefern es sich bei den Eheschließungen aus den analysierten Stifer'schen Erzählungen im Grunde um Beschlüsse der Elterngeneration handelt. Die diesem Kapitel unmittelbar vorangegangenen konnten einerseits klären, welche erzählerischen Mittel angewendet werden, um die Heranführung der Kindergeneration an die (zumeist rein) väterlicherseits gehegte eheliche Wunschvorstellung darzustellen. Andererseits wurde geschildert, welchen Beitrag die verschiedenen Wissenschaften bzw. Künste in diesem Kontext leisten. Abschließend wird in diesem Kapitel nun erläutert, wie die jungen Protagonisten vermittels des Zusammenspiels all dieser Komponenten letztlich ihrer individuellen Neigungen und Leidenschaften enthoben und in ein vorgefertigtes Familienschema gezwängt werden. Im Zuge dessen wird argumentiert, dass die vermeintlich glücklichen Handlungsausgänge gerade nicht als ebensolche zu deuten sind, sondern vielmehr als Abgesang einer ursprünglich aufstrebenden Individualität zugunsten reproduzierender Prinzipien.<sup>157</sup>

Oberflächlich betrachtet findet die wohl gravierendste Ablösung von individuellen Zukunftsvorstellungen in jenen Werken statt, in welchen ursprüngliche Heiratsverweigerer letztlich doch den Bund der Ehe schließen, wie es in *Der Hagestolz* und *Nachkommenschaften* der Fall ist. Was bewegt die Protagonisten der beiden Werke konkret, von diesem eigentlichen Vorhaben – oder in diesem Fall eher: Nicht-Vorhaben – abzulassen und sich auf einen (in seiner Planbarkeit bereits mehr oder weniger vorgefertigten) Bund fürs Leben einzulassen? Widmen wir uns zunächst der Erzählung *Der Hagestolz*, wo der Prozess der Kultivierung bzw. Ent-Individualisierung gänzlich ohne Hilfswissenschaften auskommt und rein auf Basis der Genealogie bzw. eines in der jüngsten Familiengeschichte vorzufindenden Negativbeispiels vonstatten geht.

Victors genealogischer Gegenspieler wird nicht – wie sich eigentlich vermuten ließe<sup>158</sup> – von seinem Oheim vorgestellt, sondern sein eigener, bereits lang verstorbener Vater besetzt diese Position. Schließlich war es jener, der die unmittelbare Chance gehabt hätte, die spätere Ziehmutter des Protagonisten zu ehelichen, worauf er jedoch zugunsten einer anderen Frau (also Victors leiblicher Mutter) verzichtet. Der Sohn hingegen begleicht diese 'offene Rechnung'

<sup>157</sup>Dezidiert als glücklicher Ausgang der Geschehnisse ausgewiesen wird z.B. das Ende in *Der fromme Spruch* in Koschorke & Ammer (1987).

<sup>158</sup>Eine derartige Charakterisierung findet sich z.B. in Gordon (2012).

mit dem Schicksal vermittelt einer genau gegenläufigen Strategie. Beklagt er sich zu Beginn der Erzählung noch bei seiner Ziehschwester, dass die vermeintliche Frau seines Herzens – die Tochter seines Vormunds – ihn angesichts seiner finanziellen Lage nicht erhören wird, entscheidet er sich am Ende gerade gegen Rosina und für Hanna, nachdem der Oheim das vermeintliche Hindernis aus der Welt geschafft hat. Der Oheim selbst bzw. dessen tragischer Lebenswandel kann dadurch nicht errettet oder wiedergutmacht werden. Ebenso wenig vermag die Brautwahl des Protagonisten Ludmillas Part an Schuld in dieser Angelegenheit zu tilgen – und das muss sich die Elterngeneration auch auf bittere Art und Weise eingestehen: „[...] Du [der Oheim selbst, Anm. M.B.] hast es [gemeint ist Victor, Anm. M.B.] nicht gesäet und nicht gepflanzt – und die Jahre sind vorüber und gehen jenseits der Berge hinunter, und keine Gewalt kann sie zurück herüber zerren auf die Seite, wo schon die kalten Schatten sind.“<sup>159</sup> Dennoch erzielt Victors Aufenthalt bei seinem einzig verbliebenen lebenden Verwandten zumindest den gewünschten Effekt, den jungen Protagonisten zu einer Heirat zu bewegen. In Anbetracht der Tatsache, auf wen seine Wahl schlussendlich tatsächlich fällt, muss an dieser Stelle festgehalten werden, dass der Oheim zwar als eine Art Reibfläche fungieren mag – das wahre Negativbeispiel, d.h. jenes Schicksal, das sich für und in Victor nicht wiederholen soll, stellt allerdings eben sein eigener Vater dar. Der Anblick oder auch die Erfahrung des einsam und kinderlos gebliebenen Onkels ist es nicht, was den Ausgang der Erzählung letztlich legitimiert. Vielmehr verlangt das zu Beginn angedeutete, in Richtung einer Liebesbeziehung tendierende Verhältnis des Protagonisten zu Hanna angesichts des elterngenerationalen Scheiterns nach einer derartigen Auflösung. Mag Victors initial bekundete Zuneigung zu Rosina durchaus seinen individuellen Leidenschaften entsprechen, findet man den Protagonisten von *Der Hagestolz* schlussendlich aber in ein Muster familiengeschichtlich motivierter Schuld und Wiedergutmachung eingepasst, das keine andere Wahl als die Ziehschwester als künftige Ehefrau zulässt. Ebenso wie Victors Aufenthaltsverlängerungen auf der Insel seines Onkels keine rationalen Erklärungen zugrunde gelegt werden, fehlt auch in Bezug auf die Brautwahl ein eindeutiges Entscheidungsmotiv abseits des familiengeschichtlichen Aspekts. Somit bleibt dieser Schritt zunächst primär für den Protagonisten ein Selbstverständnis: „‘Ja, wird Hanna wollen?’ sagte Victor. ‘Hanna? Hat denn schon Jemand von Hanna etwas gesagt?’ fragte die Mutter mit vor Freude glänzenden Augen. Victor konnte vor glühender Verwirrung nichts antworten, und Hanna stand da mit Wangen, die vor Röthe zerspringen wollten.“<sup>160</sup> Von seinem ursprünglichen Attachement zu Rosina abgetrennt, übernimmt der junge Protagonist gewissermaßen das Begehren der vorangegangenen Generation und löst mit Hanna stellvertretend jenen Verlauf des Schicksals ein, welcher eigentlich schon für seinen Vater und Ludmilla vorgesehen war.

Gleichermaßen nur scheinbar freiwillig und aus eigenem Antrieb fällt Friedrich Roderers Wahl in *Nachkommenschaften* schlussendlich auf Susanna; und auch hier wird das (in diesem Fall allerdings positive) Vorbild eines Mitglieds der Elterngeneration in die Kindergeneration trans-

<sup>159</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 728

<sup>160</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 738

poniert. Die Entscheidung des jungen Protagonisten hinsichtlich seiner künftigen Ehefrau ist durch den biographischen Hintergrund seines Stellvertretervaters Peter Roderer bereits vorgezeichnet. Jener etabliert aufgrund einer familiären Notsituation eine neue genealogische Linie Roderer'scher Lebensführung, in welche Friedrich schließlich überführt wird. Sympathisiert der Protagonist zu Beginn der Erzählung noch mit seinem Großoheim, „der so unendlich viele Hasen geschossen hat, bis er ohne Kind und Kegel gestorben ist“<sup>161</sup> ergibt er sich am Ende in ein (anderes) vorgeformtes Schicksal.

Schon der Entschluss Peter Roderers, seine fanatische Leidenschaft für Heldenepen aufzugeben, vollzieht sich nicht vollkommen aus freien Stücken. Das Ableben des Vaters und die daraus resultierende finanzielle Misere der Mutter bieten den Anlass dazu und drängen ihn gleichermaßen auf. Die Abkehr vom einstigen Faible vollzieht sich entscheidenderweise nicht nur direkt (d.h. auf den betreffenden Gegenstand bezogen), Peter Roderer sagt sich ferner auch indirekt, auf zwischenmenschlicher Ebene, von verwandten Emotionen los und wendet sich einer anderen Verwandtschaft – nämlich jener im familiären Sinne – zu:

„In Frankfurt am Main hatte ich einst ein Mädchen kennengelernt, welches so frei und ätherisch war, wie die in meinen Dichtungen und so schön wie Prinzessinen [sic!] in den alten und neuen Heldenliedern. [...] Es hatte mir zu Zeiten Stimmungen eingebläst, wie ich sie einst bei meinen Dichtungen hatte. Jetzt aber ging ich zu Josephs Mathilde, und sagte: ‘Mathilde, willst du mein gutes treues Weib werden?’“<sup>162</sup>

Die offensichtliche Verbindung zwischen der gezwungenermaßen eingeschlagenen beruflichen Laufbahn und der Umorientierung in Bezug auf die künftige Ehefrau legt nahe, dass es sich bei der Brautwahl ebenso wenig um einen gänzlich frei gewählten Lauf des eigenen Schicksals handelt als vielmehr um ein Resultat aus den entstandenen Gegebenheiten des beruflichen Entschlusses. Mit derselben Konsequenz, mit der Peter Roderer seiner für die Roderer so bezeichnenden Passion entsagt, etabliert er ein neues biographisches Muster, welches sich durch seine mit ihm verwandte (nunmehrige) Braut sogleich dupliziert.

Reduplikation zu vermeiden ist anfangs Friedrich Roderers erklärtes Ziel, das sich jedoch am Ende in sein Gegenteil verkehrt – namentlich genau in jene Schicksalswendung, die Susannas Vater bereits zuvor schon durchlaufen hat. Im Grunde kann argumentiert werden, dass dem jungen Protagonisten in dieser Hinsicht etwas ganz ähnliches wiederfährt. Ein Ausspruch Susannas beim ersten Zusammentreffen verdeutlicht dies bereits an einem sehr frühen Punkt der Erzählung. Nachdem Friedrich Roderer ihr und den anderen Menschen in ihrer Gesellschaft den Blick auf seine Malerei verwehrt, welchen sich diese seiner Ansicht nach ohnehin vollkommen unrechtmäßig verschafft haben, heißt es: „‘Wir müssen halt verzichten,’ sagte sie. Nach diesen Worten nickte sie, ich verbeugte mich, die Anderen verbeugten sich auch, und die zwei Paa-

---

<sup>161</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1303

<sup>162</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1330

re gingen vorüber.”<sup>163</sup> Dieser erzwungene Verzicht weitet sich im Handlungsverlauf aus und erfasst letztlich Friedrich Roderer selbst, der nach seiner Verlobung mit Susanna der Malerei endgültig den Rücken zukehrt.

Zwar lässt sich eine gewisse Eingeschriebenheit in ein Familienkollektiv für den jungen Protagonisten bereits von Anbeginn der Erzählung an konstatieren, da er (wie so viele Roderer vor ihm) einen Gegenstand mit großem Ehrgeiz und Fanatismus betreibt. Er bleibt allerdings durch die Wahl dieses Gegenstandes in Abgrenzung zu den lebenslangen Leidenschaften vorgegangener Familienmitglieder zumindest in einem Mindestmaß an Individualität verhaftet. Was Peter Roderer vermittelt der großangelegten Nacherzählung der Familienhistorie bewirkt, ist schlussendlich nichts anderes als eine Überführung Friedrichs in einen (von Peter Roderer) vorgeformten Lebenswandel. Die Einzigartigkeit, die der junge Protagonist in seinen Bildern anstrebt und nie zu seiner eigenen Zufriedenheit erreichen kann, figuriert und erfüllt sich schlussendlich dadurch, dass er (von den Umständen, die diese Veränderung herbeigeführt haben einmal abgesehen) eine neuartige Roderer-Biographie reproduziert. Dadurch tut er zugleich seinem Streben nach Unikalität und einem Abbild wirklicher Wirklichkeit Genüge.

In engem Zusammenhang damit steht auch die Tatsache, dass Friedrich der Schönheit Susannas nicht sogleich beim ersten Anblick ihrer Person gewahr wird, denn zu diesem Zeitpunkt richtet sich seine gesamte Aufmerksamkeit auf seine Malerei. Der Protagonist vermag die wirkliche Wirklichkeit – die an dieser Stelle den Namen Susanna trägt – in diesem Stadium schlichtweg noch nicht zu erkennen. In einem platonischen Sinne erfasst er lediglich Schatten, die er für die Realität hält:<sup>164</sup>

Als ich eines Tages auf einer meiner Stellen saß [...] kam, während ich unter meinem weißen Schirme fleißig arbeitete, eine Gesellschaft gegen mich heran. Ich gewahrte erst, daß Jemand hinter mir stehe, als ich einmal zufällig außerhalb meiner Richtung blickte, und Schatten von Dingen sah, die nicht ich und mein Sonnenschirm waren.<sup>165</sup>

Erst als Friedrich Susanna nach einiger Zeit und bezeichnenderweise just nach den biographischen Ausführungen Peter Roderers bei seinem täglichen Waldspaziergang wiederbegegnet, scheint er sie tatsächlich zu sehen: „Eines Tages [...] kam eine weibliche Gestalt gegen mich. Es war Susanna. Ich schritt gegen sie dahin, sah sie an und erschrak; denn sie war wirklich eine Königstochter.”<sup>166</sup> Die Art und Weise, wie Peter Roderer seine eigene Lebensgeschichte

---

<sup>163</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1314

<sup>164</sup>In *Der Staat* findet sich Platons berühmtes *Höhlengleichnis*: Eine Gruppe von Menschen ist seit ihrer Geburt in einer Höhle gefesselt und sieht statt des realen Lebens an der Oberfläche nur die Schatten vorbeiziehender anderer Menschen, die außerhalb der Höhle leben. Notwendigerweise, so das Gleichnis, würden die in der Höhle ihr Dasein fristenden Menschen diese Schatten für die (um sich an dieser Stelle des Wortlauts aus *Nachkommenschaften* zu bedienen) wirkliche Wirklichkeit halten. Vgl. hierzu z.B. Platon: *Das Höhlengleichnis*. In: Ders. *Das Höhlengleichnis. Sämtliche Mythen und Gleichnisse*. Ausgewählt und eingeleitet von Bernhard Kytzler. Frankfurt am Main/Leipzig: Insel Taschenbuch 2009, S. 184-187

<sup>165</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1311f.

<sup>166</sup>*Nachkommenschaften* (2005), S. 1342

von der klassischen Roderer-Schablone in seinen Ausführungen absetzt, öffnet seinem jungen Verwandten gewissermaßen die Augen für die Chance, eine genealogische Totalität wirklicher Wirklichkeit mittels der Vereinigung mit Susanna (re-)produzieren zu können. Somit bedarf es auch keiner großen Worte des Vaters, dem Protagonisten seine Tochter ans Herz zu legen – im Gegenteil, von den täglich stattfindenden und nur vermeintlich zufälligen Begegnungen der beiden im Wald bzw. das Wissen darum schweigt der Schwiegervater ebenso beharrlich wie der künftige Schwiegersohn. Durch die mündliche Weitergabe seines biographischen Vorreitertums scheint bereits genug getan, um weiteren Schritten in Richtung Reduplikation einfach ihren Lauf zu lassen, so dass am Ende lediglich zu konstatieren bleibt, man habe all das ohnehin kommen sehen und durchaus wohlwollend geduldet. Friedrich Roderer hingegen findet sich in einer Situation wieder, in welcher er seine Individualität zugunsten eines vorgeebneten Weges verliert und letztlich in einem unbestimmten Zustand verharrt. Das genealogische Ziel jedenfalls scheint erreicht, obgleich Friedrich Roderers weitere Beschäftigungen nach Aufgabe seiner Malertätigkeit keinerlei Erwähnung finden und prinzipiell nur die Mutmaßung naheliegt, er werde sich in einer ähnlich gesellschaftswirksamen Tätigkeit engagieren wie sein soeben biographisch gedoppeltes Vorbild, Peter Roderer.

Der Ent-Individualisierungsprozess Ruperts (und Hiltiburgs) in *Der Kuß von Sentze* geht in Anbetracht bereits vorhandener und von väterlicher Seite aufgebracht Mittel erstaunlich schleichend vonstatten. Von Beginn der Novelle an werden Anordnungen getroffen, deren Umsetzung den Protagonisten seiner Cousine näher bringen soll bzw. ihm Einsicht in die Notwendigkeit familieninterner Ordnungs- und Regelsysteme sowie Organisationsstrukturen gewähren soll. Selbst die von Erkambert und Walchon mit Beharrlichkeit geforderte Unterziehung unter das familieneigene Kussritual – und zwar ganz gleich, ob dieses einen Liebeskuss oder nur einen Friedenskuss zwischen Rupert und Hiltiburg hervorbringt – steht letztlich im Dienste der Einpassung ins Familienkollektiv. Eine rituelle Tätigkeit auszuführen bedeutet ja schließlich, „sich einer Form unterzuordnen, nicht selbst Initiator eines Vorgangs zu sein, sondern nur dessen Teil. Darin liegt die Preisgabe der Möglichkeit spontaner und subjektiver Äußerungen, und ein damit einhergehender Machtverlust.“<sup>167</sup> Die im Zuge der Durchführung des Rituals überraschende Transformation eines Friedenskusses in einen Liebeskuss mag auf den ersten Blick wie ein durch die beiden jungen Protagonisten hervorgerufenen (und damit: individuelles) familien-geschichtliches Novum erscheinen; in der Rahmenerzählung wird ein solcher Fall allerdings bereits belegt: „In einer anderen Zeit war nun ein Junker von einem Zweige des Stammes vorhanden, und ein Fräulein von einem anderen Zweige. Sie gaben sich den Kuß, haßten sich dann nicht, ehelichten sich sogar, lebten in sehr großer Liebe, und von ihnen kommen wieder zahlreiche Sentze, die sich in zahlreiche Zweige vertheilten.“<sup>168</sup> Genau dieses Vorbild wird von Rupert

---

<sup>167</sup>Frank Schweizer: Vernunft und Begehren in Stiftern ‘Der Kuß von Sentze’. In: *Stifter und Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik*. Hrsg. v. Alfred Doppler, Johannes John, Johann Lachinger und Hartmut Laufhütte. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007, S. 291

<sup>168</sup>*Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1404

und seiner Cousine kopiert.

Unumstrittene Schlüsselfigur bei diesem Reproduktionsunterfangen ist definitiv Hiltburgs Vater Walchon, in dessen grauer Sentze das Ritual stattfindet. Auf die Relevanz seiner Lieblingwissenschaft für genealogisch motivierte Erkenntnisse seitens Ruperts wurde bereits in Kapitel 2.2.2 hingewiesen. Der Aufenthalt in Walchons Haus fördert außerdem die haushälterischen Fähigkeiten seiner eigenen Tochter zutage. Die beiden Vertreter der Kindergeneration nähern sich Walchon nicht nur an, sie gleichen sich ihm buchstäblich auch an. Bei dem Protagonisten funktioniert dies eben über die Naturwissenschaften, bei Hiltburg vollzieht sich die Angleichung vor allem auf optischer Ebene: „Sie trug auch oft ein graues Kleid wie ihr Vater, und wenn sie zu einer Zeit im Walde oder in der Gegend herumging, hatte sie auch ein Ledertäschchen um ihre Schulter hängen. Man sah sie öfter, und nach und nach immer länger mit ihrem Vater gehen.“<sup>169</sup> Hiltburg tauscht also zugunsten einer im wahrsten Sinne des Wortes augenfälligen Kongruenz mit dem eigenen Vater ihr Faible für eine üppige Toilette gegen Einfachheit in diesem und anderen Belangen. Auch Ruperts kriegerische Ambitionen verlieren sich im Studium der Moose gewissermaßen wie von selbst. Die beiden jungen Protagonisten finden also nicht zuletzt über Walchon zueinander.<sup>170</sup> In seinem Wesen löst sich zum einen ihre Individualität größtenteils auf, zum anderen werden ihre Leidenschaften dergestalt kanalisiert, dass am Ende nur die gegenseitige Leidenschaft für einander übrig bleibt.

Letztlich wiederholt sich in der Vereinigung zwischen Rupert und Hiltburg nicht nur ein familiengeschichtliches Muster, sondern der latente Zwist der beiden Brüder Erkambert und Walchon – hervorgerufen durch die gemeinsame Passion für ein und dasselbe Fräulein – wird zu einem sehr bemerkenswerten Ausgang gebracht. Die Versöhnung, welcher kein offen ausgetragener, aber unterschwellig dennoch bestehender Konflikt vorangegangen ist, kann umso besser gelingen als ihre Kinder gemeinsam den Stamm der Sentze erretten – ein Wunsch, der ja von beiden Vätern seit langer Zeit gehegt wird. Zugleich aber wird Hiltburg darüber hinaus eine äußerliche Ähnlichkeit mit dem nämlichen Fräulein zugeschrieben, und auf diese Art und Weise haben schlussendlich doch noch beide Zweige der Sentze an einer derartigen Vereinigung teil. Walchons Ausruf „Nach fünftundvierzig Jahren!“<sup>171</sup> beim Anblick der miteinander einigen und vereinigten Kinder lässt sich demnach auch so deuten, dass hier weniger die Erfüllung des schon so lange bestehenden Wunsches dieser Eheschließung gemeint ist als vielmehr die endlich doch noch stattfindene Einlösung einer schon so lange gehegten und bis zu diesem Zeitpunkt eben nicht umgesetzten Leidenschaft. An dieser Stelle ist jedoch einzuwenden, dass hier sehr wohl eines das andere bedingen kann, d.h. das Ehe-Ansinnen der Väter mag als Resultat einer im doppelten Sinne nicht geschlossenen Ehe in der eigenen Generation angesehen werden. Um den Preis ihrer Individualität wurde es von der Kindergeneration in die Tat umgesetzt.

---

<sup>169</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1426

<sup>170</sup> Erkamberts Anteil an dieser Sache definiert sich durch dessen Anordnung an seinen Sohn, sich zunächst zur Base Laran und anschließend eben zu Walchon zu begeben.

<sup>171</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1429

Der oberflächlich betrachtet schwerwiegendste Individualitätsverlust vollzieht sich in *Der fromme Spruch*. Obgleich die optische Kongruenz zwischen den Vertretern der Elterngeneration und jenen der Kindergeneration nicht nur stets betont wird, sondern der Erzählung auch ihre entscheidende Wendung gibt, dehnt sich die Doppelgängerschaft nicht vollends auf charakterliche Ebene aus: „‘Das muß ich sagen,’ sprach der Oheim, ‘schneller als mein Derwisch [Dietwin der jüngere, Anm. M.B.] wäre ich in meinem ein und fünfzigsten Jahre noch [bei der Eroberung eines jungen Mädchens, Anm. M.B.]; aber siehe zu, eines Tages wird er mit der Tür ins Haus fallen.’”<sup>172</sup> Jene drei Stadien, die Dietwin (der ältere) definiert, werden jedoch von allen Familienmitgliedern gleichermaßen durchlaufen. Davon scheint jedenfalls der Oheim selbst derart überzeugt, dass er diesen Ablauf in die Berechnungen der intendierten Eheanbahnungen miteinbezieht.

Eine weitere Gemeinsamkeit der Mitglieder des Stammes von der Weiden liegt allerdings in der Eigenschaft begründet, dass alle im Rahmen der drei ‘Abteilungen’ (wie sie in der Erzählung genannt werden) ihren eigenen Weg gehen: „‘Die von Weiden sind immer gewohnt gewesen, ihre eigenen Wege zu gehen. Jeder ging einen anderen, und jeder ging einen zur Ehre des Stammes.’”<sup>173</sup> Hier schließt sich also ein paradoxer Kreis: Gerade die Erhebung dieses Merkmals zum typischen Charakteristikum der Familienangehörigen entzieht der Individualität alle ihre konstitutiven Merkmale. Mehr noch als in allen anderen Werken wird die Kindergeneration hier ins Familienkollektiv eingeschrieben – und zwar genau weil sie sich nicht konform mit der Elterngeneration verhält. Doch dieses familieninterne Spezifikum scheint sich ohnehin in der letzten der drei Phasen zu verflüchtigen. Der (auch formal) vorherrschende Parallelismus zwischen den beiden Geschwistern lässt kaum mehr Spielraum für persönliche Eigenarten. Die spärlichen Wortwechsel zwischen der jungen Gerlint und dem jungen Dietwin hingegen sind zunächst auf Widersprüche ausgelegt: „‘Ein Fräulein von der Weiden hütet jeder Ritter von der Weiden vor Rohheit,’ sagte Dietwin. ‘Und das Fräulein hütet sich selber,’ sagte Gerlint.”<sup>174</sup> Entsprechend korrelieren ihre Dialoge erst auf jene Weise miteinander, wie man sie auch bei ihren Zieheltern vorfindet, als die jungen Protagonisten sich ihre gegenseitige Liebe gestehen.

„Gerlint,” rief Dietwin, „ich kann es nicht ertragen, wenn dein Auge auf irgend einen Mann blickt.”  
Gerlint wendete sich um, und rief: „Dietwin, ich kann es nicht ertragen, wenn dein Auge auf ein Weib blickt.” „Gerlint,” rief Dietwin. „Dietwin,” rief Gerlint. Und plötzlich faßten sie sich in die Arme, umschlangen sich, und küßten sich auf den Mund. „Dein Auge blickt auf mich als Gattin, Gerlint,” sagte Dietwin. „Dein Auge blickt auf mich als Gatte, Dietwin,” sprach Gerlint.<sup>175</sup>

Die Einheit der Gedanken, welche in Bezug auf die Geschwister immer wieder erwähnt wird, stellt sich zwischen den Vertretern der Kindergeneration erst ab und in diesem Moment ein: „‘Und nun sind unsere Gedanken eins,’ sprach Dietwin. ‘Sie sind ein Gedanke,’ sagte Ger-

<sup>172</sup>*Der fromme Spruch* (2005), S. 1486

<sup>173</sup>*Der fromme Spruch* (2005), S. 1482

<sup>174</sup>*Der fromme Spruch* (2005), S. 1468

<sup>175</sup>*Der fromme Spruch* (2005), S. 1503f.

lint.”<sup>176</sup> Rede und Gegenrede haben sich letztlich also in einen Gleichklang verwandelt. Diese ideologische Angleichung an die Elterngeneration macht die Umsetzung eines ebendort nicht geglätteten – weil rechtlich wie gesellschaftlich nicht erlaubten – Ehedesiderats umso augenfälliger.

All die Gemeinsamkeiten, welche nicht nur die jungen Protagonisten ohnehin schon miteinander vereinen, sondern die sie auch mit Oheim, respektive Tante teilen, erreichen ihre Klimax in der ideologischen Unität. Selbst wenn man also von besonderer Individualität als Zuschreibung im Sinne einer familienintern bestehenden Eigenschaft absieht und sie Dietwin und Gerlint dadurch wiedererlangen lässt, muss doch festgehalten werden, dass die beiden sich am Ende im Familienkollektiv mit ihren individuellen Leidenschaften auflösen. Die Ent-Individualisierung – sofern ein solcher Prozess hier eben überhaupt zu konstatieren ist und nicht einen Zustand darstellt, der bereits von Anbeginn der Erzählung an besteht – der Kindergeneration zugunsten unerfüllter Wunschvorstellungen aus der Elterngeneration glückt demnach in *Der fromme Spruch* ein Mal mehr.

Zusammenfassend kann Folgendes festgehalten werden: Im zweiten großen Abschnitt dieser Masterarbeit wurde zunächst die Exposition der Protagonisten und Protagonisten-Paare sowie deren Familien erläutert. Dabei wurde auf die besondere Signifikanz der Tatsache eingegangen, dass einerseits die Protagonisten allesamt an einem Wendepunkt ihres Lebens angetroffen werden, und andererseits den Familien eine gewisse gesellschaftliche Handlungsunfähigkeit attribuiert werden muss. Ferner wurde gezeigt, dass sich emotionale Veränderungen bei den Protagonisten primär anhand modifizierter Gewohnheiten oder Transformationen im Bereich bzw. der Sphäre der Dinge ablesen lassen. Anschließend wurde die entscheidende Rolle der Hilfswissenschaften bei der Umsetzung der elterngenerationalen (und hierbei vor allem: väterlichen) Ehevorstellungen analysiert, um schließlich die unterschiedlichen Ent-Individualisierungsprozesse in den untersuchten Werken Stifters noch explizierter nachzuzeichnen. Wie bereits im ersten großen Abschnitt lag auch in diesem Abschnitt der Fokus auf der Relevanz der Genealogie für den Handlungsverlauf. Auf Basis der nun gewonnenen Erkenntnisse lässt sich feststellen, dass durch genealogische Motive ein gewisses Spannungsverhältnis in den behandelten Erzählungen aufgebaut wird, das darauf abzielt, aufgelöst zu werden und den Hergang der Geschehnisse plausibler zu gestalten. Durch die Kultivierungsprozesse, denen die Protagonisten unterzogen werden, gelingt letztlich die Reproduktion eines vorgefertigten Musters. Einsicht (seitens der jungen Protagonisten) in die Notwendigkeit der intendierten Eheschließungen zum Zwecke der ‘Rettung’ (im Sinne eines wie auch immer gearteten Erhalts) der Familie wird vermittels der Loslösung von individuellen Neigungen erzielt. Am Ende wird „Individualität [...] selbst generisch, daher die Wiederholungen von Situationen, Schicksalen“<sup>177</sup>.

---

<sup>176</sup>*Der fromme Spruch* (2005), S. 1504

<sup>177</sup>Werner Michler: Adalbert Stifter und die Ordnungen der Gattung. Generische ‘Veredelung’ als Arbeit am Habitus. In: *Stifter und die Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik*. Hrsg. v. Alfred Doppler u.a.. Tübingen 2007, S. 193

D.h. die Familien fungieren als Sammelbecken von Genera, die sich allein durch und über ihre Historie definieren. Somit erhalten nicht nur die Dinge ihren Platz in Ordnungssystemen über Benennung, sondern auch Individuen – bloß ist deren Benennung (im Sinne des Familiennamens) und, dieser Logik folgend, Klassifikation bereits ab ovo festgelegt.

Bevor nun im letzten Abschnitt dieser Masterarbeit die Rolle des *sanften Gesetzes* diskutiert wird, untersucht ein zweiter Exkurs Kultivierungsversuche aus zwei anderen Werken Stifters. Vorab sei angemerkt, dass die im folgenden Exkurs behandelten ‘Einpassungen’ in ein Familienkollektiv ihrem Prinzip bzw. ihrer Zielsetzung nach zwar einige Parallelen aufweisen, sich jedoch von den bisher geschilderten insofern unterscheiden als es sich bei den zu kultivierenden Personen der nachstehend besprochenen Erzählungen um Kinder handelt.

### 2.3 Exkurs II: Gelungene und gescheiterte Kultivierungsversuche

Eingliederungen oder bloße Eingliederungsversuche in Familienstrukturen und -formen vollziehen sich – abgesehen von jenen Texten, die in dieser Masterarbeit primär behandelt werden – auch in jenen Erzählungen Stifters, in welchen sogenannte ‘braune’ bzw. ‘wilde Mädchen’ in Erscheinung treten, d.h. in *Kazensilber* (1853) und *Der Waldbrunnen* (1866). Die mehr und weniger erfolgreichen Kultivierungsprozesse in diesen Werken lassen sich gerade deswegen so gut illustrieren, da es sich hier um junge Menschen handelt, die in einer Art Parallelgesellschaft leben und in jene Gesellschaft überführt werden sollen, welcher die Zielfamilie angehört. Während dieses Unterfangen in *Der Waldbrunnen* schlussendlich langwierigen Annährungsversuchen zum Trotz doch noch glückt, verschwindet das braune Mädchen aus *Kazensilber* eines Tages spurlos.

Schon die ersten Begegnungen zwischen Vertretern der Zielfamilie und den braunen Mädchen verweisen indirekt auf die diametral entgegengesetzten Erfolgsaussichten hinsichtlich der intendierten Eingliederung in das familiäre Gefüge. Jana aus *Der Waldbrunnen* trifft in der Schule zum ersten Mal auf den alten Stephan, also innerhalb einer Einrichtung, die im weitesten Sinne auch eine Form der Kultivierung betreibt. Das namenlose braune Mädchen in *Kazensilber* hingegen erscheint plötzlich auf einem Waldflecken, an dem die Großmutter und ihre drei Enkel regelmäßig Rast machen. Die initialen Zusammentreffen finden also zum einen in einem kulturell und gesellschaftlich geprägten Rahmen statt, in dem bestimmte Regeln und Normen gelten; zum anderen in der freien Natur.<sup>178</sup> In *Der Waldbrunnen* gelingt der Kultivierungsversuch am Ende, in *Kazensilber* nicht. Obgleich Jana sich in der Schule (sowie auch danach) nicht gesellschaftlich erwartungsgemäß verhält, ist ihr dennoch bereits zu Beginn der Erzählung

<sup>178</sup>Ganz zu schweigen davon, dass im Zuge der ersten Begegnung in *Kazensilber* ein schweres Unwetter hereinbricht, bei welchem das braune Mädchen sofort unter Beweis stellt, dass es ein Kind der Natur ist, demgegenüber die Enkel, aber auch die Großmutter selbst aufgrund ihrer gesellschaftlichen Herkunft in diesem Ernstfall als komplett hilflos erscheinen – ja, schlimmer noch, die Großmutter als eigentliche Autorität die Lage falsch einschätzt und dadurch alle in Gefahr bringt (vgl. dazu auch die entsprechenden Ausführungen in Kapitel 1.2.3).

ein Grad an Kultivierung inhärent, den das braune Mädchen aus *Kazensilber* nie erreicht. Die unterschiedlichen Ausgänge der Kultivierungsverfahren sind insofern erstaunlich, als sie den Ambitionen der braunen Mädchen in Bezug auf eine Eingliederung ins Familiengefüge ganz und gar nicht entsprechen. So hat das braune Mädchen in *Kazensilber* alsbald Vertrauen zur Zielfamilie gefasst und beteiligt sich sogar mit einem gewissen Eifer am Leben und Lernen der Enkel; Juliana hingegen verwehrt sich mit Vehemenz gegen die Versuche Stephans, sie in seine Familie zu integrieren.

Was die braunen Mädchen aus diesen beiden Werken Stifters gemein haben, ist einerseits ihre deformierte Sprache. In *Kazensilber* wird dem braunen Mädchen im Grunde nur ein einziger Satz in den Mund gelegt, welcher – trotz vorheriger Beschreibung ihres eifrigen Lernens mit den Kindern der Familie – jeglicher Bedeutung trotzt und Motive aus den Erzählungen der Großmutter aufgreift. Jana in *Der Waldbrunnen* wiederum ergeht sich leidenschaftlich in der Aufzählung von Gedichtfragmenten und eigenen lyrischen Kreationen. Der Widerstand, den sie Stephans Bemühungen entgegensetzt, kommt auch in diesen ihren unverständlichen Äußerungen zum Ausdruck wenn einer ihrer lyrischen Exzesse mit: „Ich bilde Menschen, Dein nicht zu achten, wie ich!“<sup>179</sup> endet. Analog zu Prometheus aus Johann Wolfgang von Goethes gleichnamigen Gedicht *Prometheus* (1785), der sich seinem Gottvater Zeus widersetzt, bleibt auch Juliana hinsichtlich ihres Verbleibs bei der Großmutter – und damit contra eines Lebens mit Stephan und seiner Familie bzw. insbesondere dem Enkel Franz, zu dem sie eine Neigung gefasst hat – in Opposition zu ihrem (letztlich) künftigen Schwiegervater.

Andererseits sind beide braunen Mädchen im Handlungsverlauf von dem Verlust ihrer nächsten Angehörigen betroffen – zwar lässt sich dies in *Kazensilber* nicht eindeutig feststellen, denn der Sachverhalt wird durch das braune Mädchen wiedergegeben und ist daher, wie obig erwähnt, nicht gänzlich unmissverständlich. Die Rede der Mutter von Blond-, Braun-, und Schwarzköpfchen im Anschluss legt jedoch einen derartigen Vorfall nahe. In beiden Werken markieren die Todesfälle aus der eigentlichen Familie des jeweiligen braunen Mädchens den Wendepunkt ihrer Einpassung in die fremde Familie. War die Integration des braunen Mädchens in *Kazensilber* bereits recht weit fortgeschritten, nimmt diese dann ein jähes Ende:

„Liebes theures Mädchen,“ sagte die Mutter, „betrübe dich nicht, alles wird gut werden, wir lieben dich, wir geben dir alles, was dein Herz begehrt. Du bist ja unser Kind, unser liebes Kind. Oder hast du noch Vater und Mutter, so zeige es uns an, daß wir auch für sie thun, was wir können.“  
„Sture Mure ist todt, und der hohe Felsen ist todt,“ sagte das Mädchen. „So bleibe bei uns,“ fuhr die Mutter fort, „hier ist deine Mutter, hier ist dein Vater, wir theilen alles mit dir, was wir haben, wir theilen unser Herz mit dir.“ Bei diesen Worten brach das Mädchen in ein Schluchzen aus, das so heftig war, daß es dasselbe erschütterte, und daß es schien, als müsse es ihm das Herz zerstoßen.  
[... S]eine Lippen bebten, sein Herz hob sich krampfhaft in kurzen Stoßen, und so ging es hinter die Glashäuser zurück. Der Vater und die Mutter wollten dem Mädchen nicht folgen, damit es sich

---

<sup>179</sup>*Der Waldbrunnen* (2005), S. 1396

einsam beruhigen könnte. Sie dachten, es werde sich geben. Aber es gab sich nicht. Sie sahen das Mädchen über die Sandlehne empor gehen, und sahen es seitdem nie wieder.<sup>180</sup>

Mit dem Tod von Julianas Großmutter in *Der Waldbrunnen* stellt sich hingegen endlich die beabsichtigte und seit Jahren ersehnte Zusammenführung ein: „‘Großvater [gemeint ist der alte Stephan, Anm. M.B.], jetzt gehe ich mit Dir, und will bei Dir sein, wie ich bei der Großmutter gewesen bin.’“<sup>181</sup> Ihre Individualität, welche vor allem in ihren lyrischen ‘Ausbrüchen’ auf einem Felsen zum Ausdruck kommt, büßt das (somit einstmals) wilde Mädchen im Zuge dieses Schrittes ein. So erscheint es in diesem Kontext bezeichnend, dass Jana in dem Einschreibbuch, das der Erzähler in der Rahmenerzählung am Ende zu Gesicht bekommt, kein Gedicht hinterlassen hat. Das braune Mädchen in *Kazensilber* ist nicht bereit oder nicht in der Lage, diesen Preis – d.h. ihre Individualität zugunsten einer Vergesellschaftung – zu bezahlen.

Bemerkenswert bleibt, dass die Kultivierung durch eine (hinsichtlich ihres Bestands) defekte Familie letztlich funktioniert – denn der alte Stephan ist Franz und Katharinas Großvater, die Eltern sind bereits verstorben –, während er bei der intakten – d.h. durch keine offensichtliche Leerstelle geprägte – und heilen Familie in *Kazensilber* scheitert. Denn „[d]ass dem Anschein entgegen [...] hier keine Erziehung (oder auch nur: Zählung) stattgefunden hat, bezeugt das Verschwinden des Kindes aus [der] Familie [...]“<sup>182</sup> Man könnte mitunter einen signifikanten Zusammenhang zwischen Erfolg bzw. Misserfolg und dem Aspekt annehmen, von wessen Seite denn eigentlich die Kultivierungsbemühungen ausgehen. In *Kazensilber* ist es zunächst die Großmutter, schließlich aber vor allem die Mutter, welche sich für eine Eingliederung des braunen Mädchens engagiert. In *Der Waldbrunnen* kämpft der alte Stephan jahrelang um Julianas endgültiges und volles Zutrauen. Auch die Präsenz der eigentlichen, biologischen Familie mag hier eine Rolle spielen. In *Der Waldbrunnen* ist die biologische Familie in Person von Janas Großmutter enorm präsent; in *Kazensilber* versucht die Zielfamilie erfolglos, sich nach den Angehörigen des braunen Mädchens zu erkundigen. Auf welche Art und Weise diese Aspekte mit dem Gelingen bzw. Scheitern der Kultivierungsprozesse korrelieren, kann an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden. Es erscheint aber jedenfalls durchaus beachtenswert, dass die Bemühungen von (groß)väterlicher Seite schlussendlich von Erfolg gekrönt sind (obgleich eine sehr starke matrimoniales Kraft fast bis zum Ende der Erzählung dagegen hält), die (groß)mütterlichen Eingliederungsversuche nach einem vielversprechenden Start allerdings fehlschlagen.

---

<sup>180</sup> *Kazensilber* (2005), S. 1287f.

<sup>181</sup> *Der Waldbrunnen* (2005), S. 1401

<sup>182</sup> Geulen (2015), S. 429

### 3 Ethik? Norm? Krise! Das *sanfte Gesetz* im Kontext der Analyse endogamer Strukturen

Im letzten großen Abschnitt dieser Masterarbeit werden die bislang gewonnen Erkenntnisse mit dem *sanften Gesetz* in Verbindung gebracht. Nach einer konzisen erläuternden Beschreibung dieses (nicht nur) poetologischen Programms wird in Kapitel 3.1 diskutiert, inwiefern das *sanfte Gesetz* als ethische Norm in zwei der vier diskutierten Erzählungen angesehen werden kann. Anhand von *Der Kuß von Sentze* und *Der fromme Spruch* wird gezeigt, dass die Protagonisten jener Werke sich diesem Prinzip als Handlungsanleitung und Verhaltenskodex zu fügen haben. Obgleich die Wege zur Einsicht in die Notwendigkeit dieser Moralvorschrift in den beiden Texten vorderhand recht unterschiedlich wirken, verlaufen die Pfade des *sanften Gesetzes* hier dennoch mehr oder weniger parallel. *Der Hagestolz* und *Nachkommenschaften* werden im Kontext von Kapitel 3.1 nicht untersucht. Anschließend befasst sich Kapitel 3.2 mit der Frage, welche Rolle und Position die endogamen Eheschließungen unter dem Blickwinkel des *sanften Gesetzes* einnehmen. In diesem Zusammenhang wird besonderer Fokus auf die Verschränkung zwischen natürlicher und kultureller Sphäre gelegt. Konkret soll analysiert werden, wie sich die Übertragung des Prinzips des Immergleichen vom Naturreich auf Ebene der Kultur und wieder zurück auswirkt und welchen Beitrag die konsanguinen Ehen dabei leisten. Es wird argumentiert, dass das *sanfte Gesetz* – soweit dieses als Konzeption für Kunst ausgelegt werden kann – in kulturellen Erzeugnissen, wie sie in den vier Erzählungen vorkommen, grundsätzlich angelegt ist und als solches den Protagonisten dazu verhilft, zueinander zu finden – denn in bzw. aus der Natur alleine führt kein Weg zur wechselseitigen Liebesoffenbarung. Doch inwieweit ist dieser Weg tatsächlich ein Weg aus der (familieninternen) Krise? Und sofern es tatsächlich einer ist, so stellt sich wiederum sofort die Frage, für wen eigentlich; die Individuen, die Familie, die Gesellschaft? Kann der hohe Stellenwert, welcher der Kunst bzw. kulturellen Erzeugnissen beigemessen wird, auf die Dauer aufrecht erhalten werden? Oder stürzt sie das Prinzip des Immergleichen letztendlich selbst in die Krise? Diesen und weiterführenden Punkten widmet sich das letzte Kapitel 3.2 dieser Masterarbeit. Zunächst soll allerdings geklärt werden, was unter dem *sanften Gesetz* überhaupt zu verstehen ist.

Anhand des *sanften Gesetzes*, welches Adalbert Stifter in seiner *Vorrede* zu dem Erzählband *Bunte Steine* (1853) deskriptiv darlegt, argumentiert er für seine erzählerische Fokussierung auf die kleinen, unscheinbaren Phänomene der Natur und im menschlichen Alltag bzw. Umgang miteinander. Diese sich stets wiederholenden, sonst meist unbeachteten Ereignisse bilden den Ausführungen in diesem Prolog gemäß das eigentlich welterhaltende Prinzip. In ihnen liegt die Wahrheit und Gesetzmäßigkeit nicht nur der Natur, sondern auch eines gegliückten, sittsamen Zusammenlebens der Menschen in einer Gesellschaft, denn „[s]o wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes.“<sup>183</sup> Damit wird

<sup>183</sup> Adalbert Stifter: *Vorrede zu Bunte Steine*. In: Ders. *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Gesamtausgabe.

die Abkehr von bloß augenblicklich großartigen natürlichen Erscheinungen oder menschlichen Gemütszuständen zugunsten einer Orientierung am Unpräzisen-Beständigen postuliert.

Der von Stifter in seinen Werken dargestellte Raum beschränkt sich folglich auf einen in seiner Ausweitung, aber keineswegs in seiner Bedeutung restringierten Mikrokosmos, da man „immer nur das Einzelne darstellen [kann] nie das Allgemeine“<sup>184</sup>, jenen Einzelheiten jedoch ein allgemeines Prinzip inhärent ist bzw. sich daraus ableiten lässt. Als entscheidend für das Erkennen des *sanften Gesetzes* erweist sich demnach die eingehende Betrachtung immer wiederkehrender Vorgänge der organischen wie humanen Natur.

### 3.1 Das *sanfte Gesetz* als ethische Norm

Die Methode des *sanften Gesetzes* findet sich in *Der Kuß von Sentze* auf zweierlei Arten realisiert und in ihrer Wirksamkeit zunächst vermeintlich bestätigt. Zum einen beschreibt die Novelle eine Form des Rituals, das in seiner Sinnhaftigkeit auf das Wohl der Allgemeinheit (oder konkreter, einer Gemeinschaft) durch Mäßigung einzelner Mitglieder abzielt. Die Effizienz dieser Handlungsform, d.h. dieser zeremoniellen Handlung, scheint durch den Ausgang der Erzählung (also die von Anbeginn an gewünschte Ehe zwischen Rupert und Hiltiburg) unterstrichen. Der geglückte Hergang der Ereignisse wird jedoch nicht nur Kraft des rituellen Küssens allein bedingt, sondern auch infolge gesteigerter (erzählerischer wie personenbezogener) Aufmerksamkeit gegenüber möglichst störungsfreier Strukturen und Abläufe menschlichen Alltags, im Vergleich zu bedeutungsvollen Ereignissen wie dem Krieg. Wie bereits in Kapitel 2.2.3 ausführlich dargelegt, muss Rupert seinen jugendlichen und zugleich individuellen Eifer in Form seines nicht ungefährlichen Engagements während den Unruhen des Krieges überwinden und lernen, sich einem ‘gesitteten’ Leben an der Seite seiner künftigen Braut im Kreise seiner Familie zu widmen (oder vielmehr: widmen zu wollen) – an einer Position, die die Gesellschaft, aber vor allem seine eigenen nächsten Verwandten für ihn vorsehen. Zum anderen befördert die Verschränkung von Bryologie und Genealogie implizit die dazu erforderlichen, bereitschaftssteigernden Erkenntnisse.

Ein weiterer Verweis auf das *sanfte Gesetz* findet sich in der Tatsache begründet, dass mit seiner ‘Mäßigung’ allerdings eben auch Ruperts Loslösung von etwaigen egomanen Wünschen, Neigungen und Plänen einhergehen muss. Die Fügung des Protagonisten in die Strukturen seiner Familie erfordert eine vorgegebene Lebensführung, welche von den Sentze als gerecht und sittsam angesehen wird. Zwar besetzt Stifter in seiner *Vorrede* die Zurücknahme rein eigennütziger Kräfte als höchst erstrebenswert, den Personen in *Der Kuß von Sentze* wird das *sanfte Gesetz* aber geradezu als ethischer Standard aufoktroiert. Die Zeichen der Natur lesen und deuten zu

---

Hrsg. v. Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald. Band 2,2: Bunte Steine. Buchfassungen. Hrsg. v. Helmut Bergner. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: W. Kohlhammer Verlag 1982, S. 12

<sup>184</sup>*Vorrede zu Bunte Steine*, S. 11

können erweist sich in diesem Werk durchaus als notwendig, dieses Wissen bzw. diese Fähigkeit gilt es allerdings auch auf menschliche Verhaltens- und Umgangsweisen anzuwenden. „Nicht die Einfügung in ein vom Menschen gewissermaßen abge sondert zu denkendes ‘Walten kosmischer Ordnung’ erscheint nun als Ziel, sondern die Verwirklichung des Prinzips des ‘sanften Gesetzes’ in sich selbst, im eigenen Leben.“<sup>185</sup> Faktisch bedeutet das für den jungen Protagonisten die Einübung in bzw. Erziehung zu einem gehaltvollen Maß an (Selbst-)Disziplin und Pflichtbewusstsein gegenüber seinem familiären Umfeld und somit, der Stellung und daraus resultierenden Aufgabe der Sentze für die Gesellschaft gewahr werdend, letztlich auch dem Staatsgefüge.

In Analogie zum Naturreich hat Rupert innerhalb des Verbundes seiner Familie sowie in Folge jenem der Allgemeinheit, seinen Platz ordnungsgemäß zu versehen – allen etwaigen persönlichen Widerständen zum Trotz. Abstriche in Bezug auf individuelle (Entscheidungs-)Freiheit werden dabei als Kollateralschaden mehr oder weniger stillschweigend hingenommen. Zudem wird „das Recht des Ganzen vereint mit dem des Teiles [...] und Unterdrückung seiner Empfindungen und Leidenschaften zum Besten der Gerechtigkeit hoch und herrlich gehalten, wie ja Mäßigung schon den Alten als die erste männliche Tugend galt.“<sup>186</sup> Rupert erlangt die erforderliche Reife zu seiner Position an Hilitburgs Seite und als (vermeintliches) neues Oberhaupt der Familie durch einen Entwicklungsprozess, der nicht unwesentlich auf das *sanfte Gesetz* als Verhaltensregulativ rekurriert. Den Höhepunkt dieser Genese bildet das familieneigene Kussritual, dessen Ursprung eben nicht mehr direkt in der Natur zu suchen ist, dessen Tragweite jedoch noch über eine Auseinandersetzung mit der Natur erschlossen werden kann.

Sich mit der Natur zu befassen und sie in bestimmte, vom Menschen geschaffene Ordnungen einzupassen erweist sich in *Der fromme Spruch* nicht gerade als ausschlaggebendes Moment des Reifungsprozesses der Protagonisten. Auf Basis ihres Wettstreits, wer denn nun erfolgreicher Natur kultivieren könne oder bereits kultivierte Natur in den besten Ausprägungen hervorbringe, gelangen der junge Dietwin und die junge Gerlint nämlich nicht an das von Onkel und Tante intendierte Ziel. Das Verhalten der Protagonisten aus der Kindergeneration zeichnet sich bis zuletzt keineswegs durch irgendeine Form von Mäßigung aus. Der Eifer, den die beiden gegeneinander aufbringen, äußert sich in überbordenden Kultivierungsmaßnahmen:

Bei der nächsten Rosenblüte waren die Rosenwälder Gerlints und Dietwins noch größer geworden, besonders Gerlints, sie hatten sich an Arten und Schönheit vermehrt; aber man konnte [...] nicht unterscheiden, welchem man den Vorzug geben sollte. „Dem muß gesteuert werden,“ sagte der Oheim, „wenn es so fortgeht, so sind bald die Gründe von Weidenbach und Biberau ein einziger Rosenstrauch.“ „Die Grenze wird sich wohl finden,“ sagte der Neffe.<sup>187</sup>

Besagte Grenze erreichen Gerlint und Dietwin jedoch erst in der Kunst, über die sie zueinander

<sup>185</sup> Alice Bolterauer: *Ritual und Ritualität bei Adalbert Stifter*. Wien: Praesens Verlag 2005, S. 230

<sup>186</sup> *Vorrede zu Bunte Steine*, S. 15

<sup>187</sup> *Der fromme Spruch* (2005), S. 1490

finden – die Natur alleine vermag dies nicht zu leisten. Lehrt die Natur die jungen Protagonisten das (zu diesem Zeitpunkt noch getrennte) Nachdenken über dieselben Belangen, so schlägt schlussendlich doch die Kunst die Brücke zur Genealogie und damit zur Einsicht, die eigenen Kräfte zu beschränken und sich sittsam in das vorgesehene Schicksal zu fügen.

„Es hat sie [die Gemälde, die Onkel und Tante zeigen, Anm. M.B.] ein Meister gemacht, der zu jener Zeit berühmt war,“ sprach Dietwin, „er hat dem alten Van Dyk nachgestrebt, und jetzt ehrt man ihn auch noch.“ „Ich weiß es,“ sagte Gerlint. „Darum werden sie ihren Wert behalten, wenn viele Jahre vergangen sind, und wenn selber eine Zeit käme, in der man gar nicht mehr wissen sollte, wer die sind, die sie vorstellen,“ sprach Dietwin. „Ich meine auch, daß es so ist,“ erwiderte Gerlint.<sup>188</sup>

In Bezug auf Kunst überschneidet sich nicht nur das Wissen der beiden künftigen Eheleute, in diesem Punkt sind sie sich auch endlich einig. Das Nebeneinander der Bilder macht das Nebeneinander der Abgebildeten in Einigkeit und Einheit präsent. Zugleich vermag die Selbstregulierung und Fügung im Sinne des *sanften Gesetzes* seitens der Kindergeneration die Gefahr abzuwenden, die Menschen, welche die Gemälde vorstellen, könnten in Vergessenheit geraten – zumindest vorläufig. Die Ähnlichkeit zwischen (Zieh-)Elterngeneration und Kindergeneration führt ein mögliches Vergessen sogar auf eine Weise ad absurdum; und zwar insofern, als die Jungen sich in den Alten gegenseitig suchen, welche somit zu gewissermaßen omnipräsenten Gestalten (des Begehrens) avancieren und doch gleichzeitig nie gemeint sind.

Natur und deren Kultivierung ebnet in *Der fromme Spruch* demnach nur den Weg zur ethischen Norm, der sich Dietwin und Gerlint zu beugen haben und schließlich auch beugen. Obgleich ihr Zueinanderfinden sich auf den ersten Blick doch deutlich von jenem zwischen Rupert und Hiltiburg aus *Der Kuß von Sentze* unterscheidet, divergieren diese beiden Pfade zur Ehe prinzipiell nicht allzu gravierend voneinander. Denn auch in *Der Kuß von Sentze* braucht es ein kulturelles Erzeugnis – in diesem Fall keine Gemälde, sondern ein Ritual –, das die Protagonisten in einen Zustand versetzt, der es ihnen erlaubt, sich einander endlich zu offenbaren.<sup>189</sup> Entbehrt das gegenseitige Liebesgeständnis in *Der Kuß von Sentze* nicht einer gewissen Heftigkeit (wenigstens vergleichsweise), scheinen sich Dietwin und Gerlint in *Der fromme Spruch* letztlich viel zu einig für emotionale Ausbrüche, welche in diesem Werk dem intendierten Ziel eher vorangehen als es zu beschließen.

Für zwei der vier primär diskutierten Erzählungen konnte in diesem Kapitel gezeigt werden, dass den Protagonisten das *sanfte Gesetz* mehr oder minder aufgezwungen wird und daher eher als normative Ethik denn als ethische Norm funktionalisiert wird. Die Maßnahmen, welche die Vertreter der Elterngeneration im Handlungsverlauf setzen, legen eine Mäßigung der Leidenschaften sowie eine Orientierung an unpräteniösem Verhalten seitens der Kindergeneration

---

<sup>188</sup> *Der fromme Spruch* (2005), S. 1503

<sup>189</sup> Ganz ähnlich äußert sich ja auch das insgeheime Begehren zwischen Heinrich und Natalie in *Der Nachsommer* in einem Gespräch über eine Marmorstatue – bloß, dass es in diesem Werk dann nicht sogleich zu einer Aussprache hinsichtlich der wechselseitig gehegten Gefühle kommt.

nahe. Die endogamen Ehen, welche am Ende geschlossen werden, können in allen Texten als Wiederholung nicht nur im Sinne genealogisch bereits existierender oder intendierter Schemata verstanden werden, sondern zugleich als Wiederholungen unter einem biologischen Blickwinkel. Im Kontext der bisherigen Argumentation – d.h. dass es sich nicht um ‘happy ends’ handelt, sondern vielmehr um Absagen an Individualität und Entscheidungsfreiheit – stellt sich an diesem Punkt unweigerlich die Frage, inwiefern dieses im Naturreich welterhaltend wirksame Prinzip in der menschlich-zivilisierten Sphäre einen ähnlichen Effekt haben kann. Im nachstehenden Kapitel soll geklärt werden, wie funktional die Schnittstelle zwischen Natur und Kultur (im Sinne des *sanften Gesetzes*) in den besprochenen Werken tatsächlich noch ist, oder ob derartige Übertragungen sich am Ende nicht eigentlich schon als obsolet erweisen.

### 3.2 Krise der Familie – Krise der Kunst? Defektive Schnittstellen

Abstrahiert man von dem ethischen Imperativ, der den Protagonisten in *Der Kuß von Sentze* und *Der fromme Spruch* auferlegt wird, stellt das *sanfte Gesetz* vor allem eines vor – eine Konzeption von und für Kunst.<sup>190</sup> Wie in dieser Masterarbeit bereits veranschaulicht wurde, findet sich das künftige Brautpaar – mit Ausnahme von *Nachkommenschaften*, wo die Kunst lediglich als Vehikel dient, das letztlich ausrangiert bzw. überwunden wird – stets in oder über die Kunst bzw. artifizielle kulturelle Erzeugnisse. Doch es sind nicht bloße, (wie auch immer gear-tete) ‘künstliche’ Kulturgüter, welche die gegenseitigen Liebesbezeugungen bzw. -geständnisse befördern. In ihnen kann das ‘Immergleiche’ vorgefunden werden, d.h. das Prinzip des *sanften Gesetzes* ist in ihnen angelegt oder wird selbst zur Kunst.

Aufgrund der physischen Ähnlichkeit zwischen der Zieheltern-generation und der Kindergeneration verbleiben die Gemälde in *Der fromme Spruch* als Abbilder der augenblicklichen Gutsbesitzer am Ende der Erzählung noch ebenso aktuell wie zu Anfang, ohne dass sich an ihnen etwas verändert hätte – oder gar verändern müsste. Rupert und Hilitburg schreiben sich in *Der Kuß von Sentze* auf eine Art und Weise in die Familienchronik ein, die dort bereits vorgefunden werden kann. Auch Victor findet sich in *Der Hagestolz* im Bildnis seines leiblichen Vaters zugleich selbst (wenigstens optisch). Nur Friedrich Roderer muss seinen eigenen Lebenswandel in den Erzählungen des alten Roderer wiederfinden, abseits der Kunst, die ihm ansonsten so viel bedeutet. Nichts desto weniger vollzieht sich das Prinzip des Immergleichen auch in *Nachkommenschaften* auf Ebene der Kunst – in Form des Moorbilds, das ja nicht nur dem Anspruch gerecht werden soll, die wirkliche Wirklichkeit abzubilden, sondern darüber hinaus eine Art Totalität aller wind- und witterungsbedingten Zustände des Moors. Das Ergebnis dieses Unterfangens kann demnach nur das Abbild eines Moors sein, das immer gleich erscheint; zumindest

---

<sup>190</sup>Diese Feststellung gründet auf der poetologischen Komponente, die die *Vorrede* in Hinblick auf die Erzählungen im Band *Bunte Steine* beinhaltet. Das darin formulierte Konzept lässt sich jedoch auch auf andere Werke Stifters und, bemerkenswerterweise, auch auf die Ausformungen von Kunst, wie sie innerhalb der Texte vorkommen, anwenden bzw. darauf umlegen – wie im Folgenden unter anderem zu zeigen sein wird.

in diesem Gemälde. Da man jedoch „immer nur das Einzelne darstellen [kann] nie das Allgemeine, denn dies wäre die Schöpfung“<sup>191</sup> ist das Scheitern von Friedrich Roderers Großprojekt im *sanften Gesetz* gewissermaßen bereits a priori an- und festgelegt.

Das der Natur entstammende bzw. ursprünglich in der Natur verhaftete Prinzip kommt also in allen hier diskutierten Werken in der Kunst zum Ausdruck. Es wird somit von der natürlichen auf die menschlich-kulturelle Sphäre übertragen. Was die endogamen Heiratsvorstellungen und -wünsche der Elterngeneration nun bezwecken, ist eine Rücküberführung dieses Axioms auf eine biologische Ebene. Konkret sollen die Familien durch Reproduktion des in der Kunst vorgefundenen aus der Krise geführt werden.<sup>192</sup> Ansonsten droht ihnen angesichts der ohnehin schon verminderten gesellschaftlichen Handlungsfähigkeit, komplett in Vergessenheit zu geraten bzw. die Zerstreung ihrer Besitztümer oder Durchdringung familieninterner ideeller Werte durch jene anderer (familiärer) Gemeinschaften. Diesen Szenarien gilt es gegenzusteuern, auch wenn es die Kindergeneration ihre Individualität kostet – die sie am Ende gerne geben, um als Einzelglieder einer Kette (also als Mikrokosmos in einem Makrokosmos, in „Vollendung der Einzelexistenz im Miteinander“<sup>193</sup>, wenn man so will) den Fortbestand des Immergleichen zu sichern.

Die Familien schaffen es also durch die endogamen Eheschließungen, sich selbst aus der Krise zu manövrieren. Doch was geschieht im Umkehrschluss mit bzw. in der Kunst, in welcher sich die Protagonisten gegenseitig finden? Diese hat in sämtlichen (hier relevanten) Erzählungen damit ihren Höhepunkt erreicht. Der Moment des Sich-Findens stellt den Zenit des Prinzip des Immergleichen in den jeweiligen Kulturerzeugnissen vor, von dem aus die Spirale des Vergessens nun die Kunstwerke selbst erfasst – auf unterschiedliche Arten und in unterschiedlichen Ausprägungen in den einzelnen Texten.

In *Der Hagestolz* wird buchstäblich auf die Kunst (in Form des Gemäldes, das Victors Vater zeigt) vergessen. Plant Victor bei dessen Anblick noch „den Oheim um das Gemälde anzugehen, dem ja so viel nicht daran gelegen sein könne, da er es in diesem ungeordneten Zimmer ganz allein auf der Wand hängen habe“<sup>194</sup>, wird dies im weiteren Verlauf nie wieder erwähnt. Etwaige Gründe hierfür werden vom Text nicht aufgelöst – und das müssen sie auch gar nicht, denn das Vater-Bildnis wird auf gleich zweifache Art und Weise verworfen. Zum einen entspricht es weder dem „Bild des Mannes mit dem dunkeln Rocke, den er [Victor, Anm. M.B.] an seinem Schlummerbettchen hatte stehen gesehen, und welches Bild ihm undeutlich bis jetzt

---

<sup>191</sup> Vorrede zu *Bunte Steine* (1982), S. 11

<sup>192</sup> Dies gilt primär für *Der Kuß von Sentze* und *Der fromme Spruch*, denn in *Der Hagestolz* steht (wie bereits an anderer Stelle in dieser Masterarbeit erwähnt) eher das Bestehen des Individuums als das der gesamten Familie im Vordergrund; und in *Nachkommenschaften* sind die Dinge in dieser Hinsicht (wie im oberen Absatz ausgeführt) generell ein wenig anders gelagert.

<sup>193</sup> Hartmut Laufhütte: *Das sanfte Gesetz und der Abgrund. Zu den Grundlagen der Stifterschen Dichtung 'aus dem Geiste der Naturwissenschaft'*. In: *Stifter-Studien*. Hrsg. v. Walter Hettche, Johannes John und Sybille von Steinsdorff. Berlin/New York: De Gruyter 2000, S. 70

<sup>194</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 717

im Haupte geblieben war”<sup>195</sup>, noch setzt der Protagonist die Handlungsweisen seines Vorfahren fort. Im Gegenteil, er durchbricht ein potenzielles Immergleiches in Gestalt analoger Taten und tilgt die Schuld der vorangegangenen Generation durch seine Hochzeit mit Hanna. So begegnet sich Victor in diesem Gemälde zwar gewissermaßen selbst, macht das Bildnis an sich aber wenig später in seiner Relevanz hinfällig. Ferner scheint die Leerstelle, welche durch die früh verstorbenen Eltern entstand, spätestens mit der Heirat obsolet geworden zu sein. Hanna, der das Gefühl familiärer Einheit mit Victor schon weitaus früher im Text zugeschrieben wird, macht bereits vor Victors Abschied darauf aufmerksam: „‘Dein Vater und Deine Mutter sind freilich gestorben, aber das ist schon so lange her, daß Du sie kaum gekannt hast; dafür hast Du eine andere Mutter gefunden, die Dich so liebt, wie eine wahre, und Du hast ja zeither keine Klage wegen der Verstorbenen gethan.’”<sup>196</sup> Mit der Hochzeit der beiden ist es nun endgültig an der Kindergeneration, selbst zur Elterngeneration zu avancieren. Das Kunstwerk hat zu diesem Zeitpunkt der Erzählung längst seinen Zweck erfüllt und somit fällt es gleichsam gar nicht auf, dass es bereits vergessen wurde.

Nicht den malerischen Erzeugnissen an sich, aber jenen, die darauf abgebildet sind, wird in *Der fromme Spruch* das Vergessen-Werden in Aussicht gestellt.<sup>197</sup> Was übrig bleibt, ist die Verehrung des Malers sowie der Wert der Kunstwerke. Entscheidenderweise ist hier nicht der ideelle Wert gemeint, sondern lediglich der materielle. So, wie sich die Ziehelterngeneration bei ihren Heiratswünschen an den materiellen Besitztümern orientiert, so ist es der Handelswert der Kunstwerke, der nach Ansicht der Kindergeneration über die Zeit hinweg bestehen bleiben wird. Diese Absage an die Kontinuität der soeben untereinander erzielten ideellen Einigkeit in Anlehnung an Onkel und Tante und damit in einer Linie mit dem Prinzip des Immergleichens wirft ein anderes Licht auf die Rettung dieser Familie aus der Krise. Nicht nur mildern die Protagonisten mit ihrer Einschätzung die glorreichen Vorstellungen der Zieheltern herab (vor allem jene des Oheims), sie degradieren damit auch die gerade als solche redundant werdenden ‘Objekte der Begierde’ zu reinen Handelsgütern.

Mit einem kulturellen Erzeugnis ganz anderer Art haben wir es in *Der Kuß von Sentze* zu tun. Das In-Vergessenheit-Geraten wird dem familieneigenen Kussritual bei und durch die erfolgreiche Verhelichung Ruperts und Hilitburgs geradezu gewünscht: „[A]ls wir uns auf den Befehl unserer Väter den Kuß der Ehe gegeben hatten, rief mein [Ruperts, Anm. M.B.] Vater: ‘Das ist ein Liebeskuß der Palsentze, möge nie mehr in dem Geschlechte noth sein, daß ein Friedenskuß gegeben werde.’ Hier hört die Schrift der Sentze auf.”<sup>198</sup> An dieser Passage scheint zweierlei bedeutsam: Basierend auf der familieneigenen Aufteilung in Liebes- und Friedensküsse blieben nach Erkamberts frommen Wunsch nur noch Liebesküsse im Zuge des Rituals zu vergeben.

<sup>195</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 717

<sup>196</sup> *Der Hagestolz* (2005), S. 677

<sup>197</sup> Vgl. hierzu das entsprechende Zitat aus dem vorhergehenden Kapitel, in welchem jene Szene wiedergegeben wird, in der sich die junge Gerlint und der junge Dietwin über die Gemälde ihrer Tante und ihres Onkels unterhalten.

<sup>198</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1432

Aufgrund der Familienkonstellation nach Abwendung der Krise ist eine derartige Gelegenheit jedoch erst einmal in eine Entfernung von mindestens zwei Generationen gerückt. Bleiben auch die Friedensküsse aus, so ist nicht nur die rituell gepflegte Tradition in Gefahr, sondern auch einer ihrer wesentlichsten Bestandteile – die Chroniken der Veranlassungen, die zu den Küssen geführt haben. Ritual wie Chroniken haben ihre eigene kulturelle Genese hinter sich. Die Klimax der steten Wiederholung des Zeremoniells bis hin zu seiner Erhebung zur familieninternen Satzung geht mit einem Wandel in Bezug auf das Aufzeichnungsmedium einher:

Die Sache wurde in dem Geschlechte der Sentze fort erzählt, da es unter den Nachkommen manche Streitbare gab, wiederholt, sie wurde endlich bräulich und zuletzt gar eine Satzung. [...] Man hat später die Veranlassungen zu dem Kusse aufgeschrieben, und wenn wieder solche kamen, hat man das Aufgeschriebene vorgelesen, oder zu lesen gegeben.<sup>199</sup>

Die schriftliche Fixierung der Anlässe ermöglicht den Familienmitgliedern nicht nur größere Genauigkeit und Weitläufigkeit in ihren Ausführungen, sondern sichert zudem die Weitergabe auf lange Sicht. Nicht zuletzt wird dadurch gewissermaßen ja auch ein Stück Familiengeschichte geschrieben, das für nachfolgende Generationen von Bedeutung ist.<sup>200</sup> Eben jene Familiengeschichte ist es, die am Ende der Novelle optimistisch als nunmehr hinfällig abgetan wird. Die Sentze haben (metaphorisch gesprochen) die 'Reset'-Taste ihrer eigenen Historie gedrückt und damit ein mit dem Prinzip des Immergleichen behaftetes, über viele Generationen gepflegtes und weiterentwickeltes Ritual ausgemerzt. Auch für dieses Werk lässt sich daher das Fazit ziehen: Familienbestand gerettet, Kulturgut dem Vergessen preisgegeben.

Rigoroser als in *Nachkommenschaften* ist dieses Vergessen jedoch in keinem der diskutierten Werke ausgestaltet. Einerseits arbeitet Friedrich Roderer schon während seiner aktiven Maltätigkeit daran, seine (nach eigener Ansicht misslungenen) Werke vergessen zu machen, um am Ende der Erzählung jenes Moorbild, auf das all die verbrannten Einzelbilder hingesteuert haben, zunichte zu machen und der Kunst den Rücken zu kehren. Andererseits zielen die landwirtschaftlichen Bemühungen eines anderen Roderer – namentlich Susannas Vater Peter – darauf ab, den Gegenstand der malerischen Bemühungen seines jungen Pendants in Vergessenheit geraten zu lassen. Das Moor, das Bildnis des Moors in allen Lebenslagen sowie das Malen des Moors werden schlussendlich also in ihrer Bedeutung nicht nur relativiert, sondern vielmehr beinah als lächerliche, in jedem Fall aber als zu belächelnde Einbildung eines jungen, unreifen Mannes herabgewürdigt. Das Prinzip des Immergleichen in Friedrich Roderers Tagesablauf, das zunächst ganz und gar auf das Malen ausgerichtet ist, orientiert sich im Handlungsverlauf mehr und mehr an den Begegnungen mit Susanna im Wald. Der Blickwinkel der Zusammenführung

---

<sup>199</sup> *Der Kuß von Sentze* (2005), S. 1404

<sup>200</sup> Jener Übergang von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit in der Genealogie der Sentze vollzieht sich zudem nochmal innerhalb der aktuellen Generation: Ruperts Auseinandersetzung mit seinen Vorfahren beginnt streng genommen in Gesprächen mit Walchon, erst im Zuge seiner Vorbereitungen zur Durchführung des Rituals mit Hilitburg wird er mit den Aufzeichnungen über Veranlassungen aus der Vergangenheit (d.h. den Chroniken, denen er schlussendlich selbst seine eigene hinzufügt) konfrontiert.

verschiebt sich von den Zuständen des Moors hin zu den voneinander (unwissentlich) separierten Familienzweigen, um schlussendlich die gesamte Bildfläche einzunehmen. Der familieninterne Neubeginn geht auch in *Nachkommenschaften* mit dem Bruch mit einer über Generationen hinweg bestehenden Tradition (im Sinne der Neigungen und Wesenszüge) einher.

Das *sanfte Gesetz* mag somit in den einzelnen Werken auf recht unterschiedliche Art und Weise in den kulturellen Erzeugnissen verankert sein bzw. darin zum Ausdruck kommen. Eines ist jedoch durchwegs sehr auffällig: Die Kunst (im weitesten Sinne) ist der Zusammenführung zweier Individuen dienlich, die sich einander auf 'natürlichem' Wege zuvor nicht offenbaren konnten. Der Moment ihrer (d.h. der Kunst) größten Signifikanz markiert zugleich den Beginn ihrer zunehmenden Irrelevanz. Wichtigste Aufgabe der Kunst, in der das Prinzip des Immergleichen angelegt ist, scheint zu sein, den Protagonisten dazu zu verhelfen, sich ihre Individualität abzurufen. Anders als über die Erforschung von Vorgängen der Natur, welche sogesehen nur als eine Art 'Rampe' zur Kunst fungiert, geht dieser Prozess mithilfe der kulturellen Güter relativ rasch vonstatten. Man bedenke nur die Wochen der bryologischen (Vor-)Studien Ruperts in *Der Kuß von Sentze*, bevor Hilitburg und er sich innerhalb von Minuten einander während des Kussrituals offenbaren – oder der mindestens zwei Jahre andauernde landwirtschaftliche Wettkampf Gerlints und Dietwins aus *Der fromme Spruch*, bis sie sich im Angesicht der Gemälde von Tante und Onkel nach einem kurzen Wortwechsel finden. Auch in *Nachkommenschaften* kennzeichnet der Übergang von Natur zu Kultur einen abrupten Wechsel hinsichtlich des emotionalen Lebenswandels der jungen Protagonisten. Braucht es im Vorfeld eine schier endlose Zahl an Moorbildern, genügt offenbar ein einziger Sketch des festlichen Treibens in Lüpfig, um in Friedrich Roderer etwas auszulösen, was bis dahin verborgen bleibt. Am Ende wird jedoch keines der Bilder überhaupt noch eine Rolle zu spielen haben.

In diesem Kontext sei angemerkt, dass Kunst, Liebe und Vergessen auch in der Erzählung *Die Narrenburg* (1842) auf eigentümliche Weise miteinander verknüpft sind. Die ehemaligen Schlossherren der Scharnast'schen Burg sind innerhalb der Bevölkerung längst in Vergessenheit geraten und leben nur noch sehr gespenstisch in der Einbildung des alten Ruprecht weiter. Heinrich begegnet sich im Gemälde einer seiner Vorfahren zwar ebenfalls selbst, allerdings hat dies weiter keine Wirkung als zu bestätigen, was er zu diesem Zeitpunkt ohnehin schon weiß, nämlich, dass er dieser Familie angehört. Zudem rühren ihn die Bildnisse seiner Ahnen weniger emotional als rein ästhetisch an. Der wohl entscheidendste Unterschied zwischen diesem Werk und den in dieser Masterarbeit primär diskutierten manifestiert sich in der Tatsache, dass in *Die Narrenburg* generell keine endogamen Eheschließungen stattfinden. Indizien, die in *Die Narrenburg* vorgefunden werden können und welche die in diesem Kapitel (respektive dieser Masterarbeit) postulierte Verquickung zwischen Endogamie, dem *sanften Gesetz* als Prinzip des Immergleichen, und der Kunst stützen, beschränken sich demnach nicht nur auf die Tatsache, dass die Familie trotz Pflege diverser kultureller Erzeugnisse wie Gemälde und Chroniken nicht aus der Krise geführt werden kann – sondern im Gegenteil, mit einem größtmöglichen Maß an

Exogamie, nämlich der Heirat zwischen Jodokus und Chelion, in ihr eigenes Verderben gestürzt wird. Ferner gelingt der Ent-Individualisierungsprozess, der in dieser Erzählung (ähnlich wie in *Nachkommenschaften*) im Zeichen der Loslösung von eigenwilligen Narrheiten besteht, so ganz und gar nicht. Somit kann man zu dem Schluss gelangen, dass dort, wo eine Überführung des Prinzips des Immergleichen von der Kunst (zurück) in die biologisch-menschliche Sphäre nicht durchgeführt wird, die Familie immer tiefer in die Krise gerät, das ästhetische Moment der Kunst in seiner Bedeutsamkeit und Wirksamkeit jedoch unangetastet bleibt – und, wenn auch auf höchst eigentümliche Art und Weise, weiter existiert: „Der alte Ruprecht lebt noch, er sitzt ewig hinten am Christophbaue in der Sonne, dreht lächelnd seinen Stock in den Fingern, und erzählt Geschichten, die Niemand versteht; er erzählt sie, wenn auch Niemand zuhört, und meint, er sei noch immer Castellan [...]“<sup>201</sup> Der vergleichsweise schwierigere familienbezogene Neubeginn kann hier erst nach vermeintlicher kompletter Auslöschung vonstatten gehen.

Dem *sanften Gesetz* begegnet man in den hier untersuchten Werken Stifters also in zwei unterschiedlichen Ausprägungen. Einerseits ist es als ethischer Korrekturstift für die Entwicklungsprozesse der Protagonisten von enormer Bedeutung, andererseits erlebt es als Prinzip des Immergleichen, angelegt in kulturellen Erzeugnissen unterschiedlicher Art seinen Höhepunkt, welcher zugleich den beginnenden Verfall der Bedeutsamkeit ebenjener markiert – womit jedoch im Übrigen nicht gesagt sein soll, dass die Kunst (welcher Gestalt auch immer sie sein möge) nicht auf irgendeine andere Weise von Bedeutung bleibt. Dennoch lässt sich eine gewisse, sich zumindest anbahnende ‘Krise’ der Kunst konstatieren, welche der Rücküberführung des Prinzips des Immergleichen auf eine biologisch-genetische Ebene (sprich: den endogamen Eheschließungen) entspringt bzw. geschuldet ist. An dieser Stelle drängt sich die Frage auf, weshalb Natur bzw. die Auseinandersetzung mit der Natur es nicht (mehr) zu leisten vermag, die Protagonisten zueinander finden zu lassen. Orientiert man sich an *Nachkommenschaften*, so ließe sich vermuten, dass die Natur selbst (ebenso wie die Familien) in einer Art Krise steckt. Aufgrund menschlicher Kultivierungswut wird ihr zunehmend der Raum abgespenstigt gemacht, das *sanfte Gesetz* als Naturgesetz entfalten und walten zu lassen.<sup>202</sup> Nur in *Brigitta* (1843) siegt das Natürliche über die Ästhetik, wenn es darum geht, zwei Menschen zueinander zu führen. Bedenkt man allerdings, dass der Auslöser für Brigitta Marosheli und Stephan Murais Wiedervereinigung die Attacke eines Wolfsrudels ist, so kann man im Endeffekt dennoch auch für diesen Text zumindest schlussfolgern, dass die Natur sich in einem krisenähnlichen Zustand befindet, bedingt durch massive (primär räumliche) Einschränkungen von Menschenhand. Was in den vier in dieser Masterarbeit analysierten Werke beschrieben wird, ist also jedenfalls eine Alternation von Krisenzuständen auf unterschiedlichen Ebenen – ein (wenn man so will) scheinbar immergleiches Prinzip.

---

<sup>201</sup> Adalbert Stifter: Die Narrenburg. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 1]. München: Carl Hanser Verlag 2005, S. 505

<sup>202</sup> Zur Bezeichnung des *sanften Gesetzes* als Naturgesetz vgl. z.B. Michael Böhler: Die Individualität in Stifters Spätwerk. Ein ästhetisches Problem. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 43(4), 1969, S. 669

## Abschließende Bemerkungen

Die Analyse des Motivs der endogamen Ehe in drei späten Erzählungen Adalbert Stifters – *Nachkommenschaften* (1864), *Der Kuß von Sentze* (1866) und *Der fromme Spruch* (1869) – sowie in *Der Hagestolz* (1844), die in dieser Masterarbeit vorgenommen wurde, hat sich an folgenden Fragestellungen orientiert: Welche spezifischen Gründe zugunsten der Endogamie und contra einer exogamen Partnerwahl werden in den Werken explizit gegeben, und sind diese identisch mit etwaigen anderen Motivationen, die anhand der Gesamtstruktur der Texte ablesbar werden? Welche Form der Genese muss vom jeweiligen Protagonisten(paar) durchlaufen werden, bevor der Bund der Ehe am Ende geschlossen werden kann, und welche Rolle spielt die Genealogie bei diesem Prozess? Besteht ein Zusammenhang zwischen den endogamen Heiratsbestrebungen und dem *sanften Gesetz*, im Sinne eines Immergleichen als welterhaltendes Prinzip – und wenn ja, wie lässt sich dieser fassen?

Im Anschluss an eine komprimierte Darlegung der analyse-relevanten Thesen aus Claude Lévi-Straus *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* (1949) in Kapitel 1.1.1 sowie der Ehekonventionen aus dem 19. Jahrhundert (d.h. zur Entstehungszeit, aber auch zum Handlungszeitraum der besprochenen Werke) in Kapitel 1.1.2, wurde im ersten großen Abschnitt dieser Masterarbeit in Kapitel 1.2.1 gezeigt, dass der Wunsch endogamer Eheschließungen primär von der Elterngeneration ausgeht. Konkret sind es die Väter oder ihre Stellvertreter, die der Kindergeneration ihre Partnernovestellungen auf direktem oder indirekten Wege aufoktroyieren. Denn das Verhältnis der späteren Eheleute ist zu Beginn der Erzählungen entweder noch gar nicht vorhanden, wie in *Nachkommenschaften*, oder (euphemistisch gesprochen) eher von Abneigung als von besonderer Zuneigung geprägt, wie in *Der Kuß von Sentze*, *Der fromme Spruch* und *Der Hagestolz*. Unter dem Blickwinkel dieser emotionalen Ausgangslage drängt sich umso mehr noch die Frage auf, weshalb der Elterngeneration ausgerechnet an diesen endogamen Verbindungen so viel gelegen ist. Eine mögliche Antwort darauf wurde in Kapitel 1.2.2 diskutiert: Die Familien befinden sich hinsichtlich ihres Bestandes und ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit in einer krisenähnlichen Situation, aus welcher sie vermittels der intendierten Ehen manövriert werden sollen. Die Plausibilität dieser Unterfangen wird entweder durch analoge Erfolgsgeschichten aus der Familiengeschichte hergestellt (Reproduktion), oder aber anhand eines Negativbeispiels einer similären Paarkonstellation, die schlussendlich nicht in einer Ehe gipfelte (Realisierung). Gewiss scheint jedenfalls zu sein, dass krisenbedingt auf eine größtmögliche Wahrung der materiellen wie ideellen familiären Güter abgezielt wird, daher fällt die Wahl zugunsten der Endogamie aus.

Der Zeitpunkt, den noch unreifen Vertretern der Kindergeneration derartige Vorhaben mit mehr oder weniger bestimmtem Nachdruck nahelegen scheint günstig, wie in Kapitel 2.1 im zweiten großen Abschnitt dieser Masterarbeit illustriert wurde. Die Protagonisten sämtlicher hier besprochener Werke befinden sich eingangs an einem Wendepunkt, von dem aus die väterliche

Saat der Kultivierung auf (zumindest einigermaßen) fruchtbaren Boden fällt. Dessen ungeachtet erweist sich der Zeitpunkt jedoch auch als dringend und drängend, da sich die gesellschaftliche Handlungsfähigkeit der Familien bereits in einem beschnittenen Zustand befindet. Auf welche Art und Weise die einzelnen Kultivierungsprozesse konkret vonstattengehen wurde in Kapitel 2.2 anhand von drei Aspekten dargestellt. Der emotionale Part der den Protagonisten auferlegten Entwicklung kann in den hier diskutierten Werken lediglich an Veränderungen abgelesen werden, die den Umgang mit alltäglichen Dingen oder immer wiederkehrenden Verrichtungen des täglichen Lebens betreffen. Die Ausführungen in Kapitel 2.2.1 haben verdeutlicht, dass das Maß an Abweichung sich gewissermaßen proportional zum Emotionswandel der Protagonisten verhält. In Kapitel 2.2.2 wurde diskutiert, inwiefern die Auseinandersetzung mit als Hilfswissenschaften zur Genealogie funktionalisierten Wissensgebieten den patrimonialen Ehwünschen zuträglich ist. Einsicht in die genealogische Notwendigkeit der endogamen Eheschließung erweist sich als das entscheidende Moment, um eine Hinwendung der beiden Protagonisten zueinander herbeizuführen. Damit geht allerdings auch eine Absage an individuelle Lebensvorstellungen und -erwartungen einher, denn der auferlegte Entwicklungsprozess verlangt den Protagonisten eine Auflösung ihrer Individualität zugunsten der Wiederherstellung eines (in mehreren Hinsichten) harmonischen Familienkollektivs ab. Dass die Protagonisten diesen Preis am Ende sogar gerne bereit sind zu bezahlen bleibt nicht zuletzt den heranführenden Methoden der Elterngeneration geschuldet, wie in Kapitel 2.2.3 argumentiert wurde. Den vermeintlich glücklichen Ausgängen der Erzählungen steht somit ein durchwegs negatives Fazit in Bezug auf persönliche Freiheit gegenüber. Entgegen oberflächlicher Deutungen als 'happy ends' wurde daher an dieser Stelle eine etwas weniger optimistische Sichtweise der Handlungsergänge und (vor allem) -ausgänge vorgeschlagen.

Wie sich diese Erkenntnisse bzw. Deutungsweisen mit dem *sanften Gesetz* aus Stifters *Vorrede* zum Erzählband *Bunte Steine* (1853) in Verbindung bringen lassen, war das Thema des dritten großen Abschnitts dieser Masterarbeit. Die Untersuchung in Kapitel 3.1 hat sich der Konzeption des *sanften Gesetzes* als immergleiches, welterhaltendes Prinzip im Naturreich sowie Basis des menschlichen Miteinander bedient. So konnte für *Der Kuß von Sentze* und *Der fromme Spruch* gezeigt werden, dass es den jeweiligen Protagonisten weniger als ethische Norm denn als normative Ethik nahegebracht wird, welcher sie sich schlussendlich zu beugen haben. In Kapitel 3.2 wurde das *sanfte Gesetz* hingegen als Konzeption von Kunst aufgefasst. Dort wurde abschließend erläutert, dass das Prinzip des Immergleichen auf verschiedenen Ebenen zwar zweckdienlich ist, in den Erzählungen jedoch mit erheblichen Konsequenzen einhergeht. Denn über (die Wissenschaft der) Natur alleine kann die Zusammenführung der Protagonisten nicht erreicht werden; in der Kunst hat dieses Prinzip damit seinen Höhepunkt erreicht, von welchem aus die Kunst sich zugleich selbst obsolet macht. Die Familien werden ihrer Krisen also enthoben, die Kunst wird in eine Krise gestürzt.

In den beiden Exkursen dieser Masterarbeit wurden einerseits in Kapitel 1.2.3 dysfunktionale

Familienbestände aus den hier analysierten Werken Stifters, aber auch aus anderen desselben Autors eingehender beleuchtet. Es wurde gezeigt, auf welche Art und Weise die Mutterposition – die nicht zwangsläufig, sondern sogar eher in den seltensten Fällen, von der leiblichen Mutter besetzt wird – in ihrer Wirkungsmacht restringiert wird, so diese nicht ohnehin eine Leerstelle bezeichnet. Damit einhergehend kann väterliche Übermacht entstehen und sich ohne ausreichendes Gegengewicht entfalten, was der patrimonialen Durchsetzungskraft in den hier primär diskutierten Texten zusätzliche Plausibilität verleiht. Andererseits hat sich der Exkurs in Kapitel 2.3 mit den Kultivierungsversuchen der ‘braunen Mädchen’ in *Der Waldbrunnen* (1866) und *Kazensilber* (1853) befasst. Die Frage nach Faktoren, die das Gelingen oder Scheitern dieser Eingliederungen in eine fremde Familie(nstruktur) beeinflussen, konnte erneut durch eine väterliche Überpräsenz bzw. eine (in welcher Ausformung auch immer) unzureichende Besetzung der Mutterposition beantwortet werden.

Insbesondere in Hinblick auf diese zwei Exkurse, aber auch hinsichtlich des eigentlichen Themas dieser Masterarbeit sind noch einige Forschungsfragen offen. Eine konkrete Untersuchung der familiären Konzeption des alleinerziehenden Vaters, welche in erstaunlich vielen Erzählungen Stifters vorzufinden ist, wäre mit Sicherheit auch für die Endogamie-Thematik von Interesse. Ebenso könnte sich in diesem Zusammenhang eine vertiefende Recherche in Bezug auf die Rolle der weiblichen Protagonistinnen lohnen, da diesen im Gegensatz zu ihren männlichen Pendanten ein erhebliches Maß an Autonomie und eigenmächtigem Handeln zugeschrieben wird – und schließlich stehen diese ‘emanzipierten’ Frauen ja patriarchal geprägten und ausgerichteten Familienstrukturen entgegen. Das Sujet dieser Masterarbeit würde sich ferner auch für interdisziplinäre Forschung unter Miteinbeziehung der Soziologie eignen.

Zuletzt bleibt noch folgende resümierende Feststellung zu machen: Die Protagonisten der in dieser Masterarbeit diskutierten Erzählungen vollziehen eine Ablösung von individuellen Neigungen, Vorstellungen und Wünschen zugunsten der Rettung bzw. Bewahrung ihrer Familie – in einem ideellen wie materiellen Sinne. Dennoch wohnt diesem Prozess kein wie auch immer gearteter heroischer Moment inne, da es sich im Grunde auch weniger um ein Vollziehen als um einen Vollzug handelt. Denn die (Ehe-)Entscheidungen der Protagonisten gehen eigentlich gar nicht von diesen selbst aus, sondern, den Vorstellungen der Elterngeneration entsprechend, werden hier nur vorgefertigte Schablonen nachgezeichnet. Genau diese Schablonenhaftigkeit ist es letztlich auch, durch welche sich nicht nur die Protagonisten in ihren Familienkollektiven auflösen, sondern auch die Kunst in ihrer eigenen Redundanz.

# Bibliographie

## PRIMÄRLITERATUR

- Stifter, Adalbert: *Vorrede*. In: Ders. *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hrsg. v. Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald. [Band 2,2: *Bunte Steine. Buchfassungen*. Hrsg. v. Helmut Bergner]. Stuttgart[u.a.]: W. Kohlhammer Verlag 1982, Seite 9-16
- Stifter, Adalbert: Das alte Siegel. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 1]. München: Carl Hanser Verlag 2005, Seite 575-618
- Stifter, Adalbert: Das Haidedorf. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 1]. München: Carl Hanser Verlag 2005, Seite 29-54
- Stifter, Adalbert: Der fromme Spruch. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, Seite 1422-1514
- Stifter, Adalbert: Der Hagestolz. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 1]. München: Carl Hanser Verlag 2005, Seite 649-740
- Stifter, Adalbert: Der heilige Abend. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, Seite 897-934
- Stifter, Adalbert: Der Hochwald. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 1]. München: Carl Hanser Verlag 2005, Seite 259-360
- Stifter, Adalbert: Der Kuß von Sentze. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, Seite 1403-1432
- Stifter, Adalbert: *Der Nachsommer. Vollständige Ausgabe nach dem Text der Erstausgabe 1857*. München: Winkler 1949
- Stifter, Adalbert: Der Waldbrunnen. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, Seite 1363-1402
- Stifter, Adalbert: Kazensilber. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, Seite 1221-1288
- Stifter, Adalbert: Nachkommenschaften. In: Ders. *Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken*. Hrsg. v. Wolfgang Matz [Band 2]. München: Carl Hanser Verlag 2005, Seite 1297-1362

## SEKUNDÄRLITERATUR

- Begemann, Christian: *Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren*. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler 1995
- Böhler, Michael: Die Individualität in Stifters Spätwerk. Ein ästhetisches Problem. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 1969(43), Seite 652-

- Bourdieu, Pierre: Familiensinn. In: Ders. *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1998
- Bolterauer, Alice: *Ritual und Ritualität bei Adalbert Stifter*. Wien: Praesens 2005
- Bowen-Wefuan, Bethany: Intersecting at the Real. Painting, Writing, and Human Community in Adalbert Stifter's 'Nachkommenschaften' (1864). In: *New German Review. A Journal of Germanic Studies* 2016, 27(1), Seite 21-36
- Enzinger, Moritz: *Gesammelte Aufsätze zu Adalbert Stifter. Mit 18 Bildbeigaben*. Wien: Österreichische Verlagsanstalt 1967
- Fliedl, Konstanze: Berg, Moor und Baum. Eine Lektüre der 'Nachkommenschaften'. In: *Stifter und Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik*. Hrsg. v. Alfred Doppler u.a. Tübingen 2007, Seite 261-282
- Fountoulakis, Evi: Gast, Gesetz und Genealogie. Adalbert Stifters späte Novelle 'Der Kuß von Sentze'. In: *Der Gast als Fremder. Narrative Alterität in der Literatur*. Hrsg. v. Evi Fountoulakis und Boris Previsic. Bielefeld: transcript, Seite 31-63
- Fountoulakis, Evi: 'Der Finger des Himmels'. Zur Frage der Autorität in Adalbert Stifters 'Der fromme Spruch'. In: *Medien der Autorschaft. Formen literarischer (Selbst-)Inszenierung von Brief und Tagebuch bis Fotografie und Interview*. Hrsg. v. Lucas Marco Gisi. Paderborn: Wilhelm Fink 2013, Seite 47-57
- Geulen, Eva: Kinderlos. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 2015, Band 40, Heft 2, Seite 420-440
- Glowacka, Anna: *Die Wahl der Schwestern. Die Schwesternbeziehung in der Literatur des 19. Jahrhunderts*. Wien: Universität Wien Dissertation 2015
- Gordon, Kevin A.: Historical Rupture and the Devastation of Memory in Adalbert Stifter's 'Der Hagestolz'. In: *Journal of Austrian Studies*, Volume 45, Numbers 3-4, Fall/Winter 2012, Seite 87-112
- Hunter, Rosemarie: Kinderlosigkeit und Eschatologie bei Stifter. In: *Neophilologus* 57 (1973), Seite 274-283
- Jakoby, Nina: *(Wahl-)Verwandtschaft. Zur Erklärung verwandtschaftlichen Handelns*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH 2008
- Koschorke, Albrecht: 'Der fromme Spruch'. In: *Stifter-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Mit 25 Abbildungen*. Hrsg. v. Christian Begemann und Davide Giuriato. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag 2017, Seite 147-151
- Koschorke, Albrecht und Andreas Ammer: Der Text ohne Bedeutung oder die Erstarrung der

- Angst. Zu Stifters letzter Erzählung 'Der fromme Spruch'. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 1987, Seite 676-719
- Lanzinger, Margareth: *Verwaltete Verwandtschaft. Eheverbote, kirchliche und staatliche Dispenstraxis im 18. und 19. Jahrhundert*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2015
- Laufhütte, Hartmut: Das sanfte Gesetz und der Abgrund. Zu den Grundlagen der Stifter'schen Dichtung 'aus dem Geiste der Naturwissenschaft'. In: *Stifter-Studien*. Hrsg. v. Walter Hettche, Johannes John und Sybille von Steinsdorff. Berlin[u.a.]: de Gruyter 2000, Seite 61-74
- Lévi-Strauss, Claude: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. [*Les structures élémentaires de la parenté* 1949]. Übersetzt von Eva Moldenhauer. Frankfurt am Main: suhrkamp taschenbuch wissenschaft <sup>4</sup>2017 (=stw 1044)
- Lévi-Strauss, Claude: *Strukturelle Anthropologie II* [*Anthropologie Structurale deux* 1973]. Übersetzt von Eva Moldenhauer, Hanns Henning Ritter und Traugott König. Frankfurt am Main: suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1992 (=stw 1006)
- Michler, Werner: Adalbert Stifter und die Ordnungen der Gattung. Generische 'Veredelung' als Arbeit am Habitus. In: *Stifter und die Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik*. Hrsg. v. Alfred Doppler u.a. Tübingen 2007, Seite 183-199
- Müller, Dominik: Des Gezähmten Widerspenstigkeit. Gegenläufige Deutungsperspektiven in Adalbert Stifters Erzählung 'Nachkommenschaften'. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 48 (2004), Seite 122-135
- Neyer, Franz J. und Frieder R. Lang: Psychologie der Verwandtschaft. In: *Psychologische Rundschau* 64 (3), 2013, Seite 142-152
- Pethes, Nicolas: 'Nur weiche Dinge widerstanden.' Das Kind als Retter und die Poetik des Mittels in Stifters 'Kazensilber'. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 2015, 40(2), Seite 459-478
- Peukert, Rüdiger: *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien <sup>8</sup>2008
- Platon: Das Höhlengleichnis. In: Ders. *Das Höhlengleichnis. Sämtliche Mythen und Gleichnisse*. Ausgewählt und eingeleitet von Bernhard Kytzler. Frankfurt am Main/Leipzig: Insel 2009, Seite 184-187
- Ragg-Kirkby, Helena: 'Die Kinder liebten ihre Eltern nicht mehr und die Eltern die Kinder nicht.' Adalbert Stifter and the Happy Family. In: *Oxford German Studies* 27(1), 2013, Seite 64-101
- Reinhardt, Hartmut: Literarische Trauerarbeit. Stifters Novellen 'Das alte Siegel' und 'Der Hagestolz' als Erzähltragödien. In: *Stifter-Studien. Ein Festgeschenk für Wolfgang Frühwald*

zum 65. Geburtstag. Tübingen 2000 , Seite 21-39

- Rickels, Laurence A.: Stifter's 'Nachkommenschaften'. The Problem of the Surname, the Problem of Painting. In: *MLN* 1985, Vol. 100, No. 3, Seite 577-598
- Ritzer, Monika: Die Ordnung der Wirklichkeit. Zur Bedeutung der Naturwissenschaft für Stifters Realitätsbegriff. In: *Stifter und die Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik*. Hrsg. v. Alfred Doppler, Johannes John, Johann Lachinger und Hartmut Laufhütte. Tübingen: Max Niemeyer 2007, Seite 137-159
- Schweizer, Frank: *Ästhetische Wirkungen in Adalbert Stifters Studien. Die Bedeutung des Begehrens und der Aneignung im Rahmen von Adalbert Stifters ästhetischem Verfahren (in Abgrenzung zu Gottfried Keller*. Frankfurt am Main[u.a.]: Peter Lang 2001
- Schweizer, Frank: Vernunft und Begehren in Stifters 'Der Kuß von Sentze'. In: *Stifter und die Stifterforschung im 21. Jahrhundert. Biographie – Wissenschaft – Poetik*. Hrsg. v. Alfred Doppler, Johannes John, Johann Lachinger und Hartmut Laufhütte. Tübingen: Max Niemeyer 2007, Seite 283-293
- Susteck, Sebastian: Liebesgründe. Zum Beginn von Liebe in Erzähltexten des deutschsprachigen Realismus. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 47 (2006), Seite 126-146
- Susteck, Sebastian: *Kinderlieben. Studien zum Wissen des 19. Jahrhunderts und zum deutschsprachigen Realismus von Stifter, Keller, Storm und anderen*. Berlin/New York: De Gruyter 2010
- Timm, Elisabeth: 'Meine Familie'. Ontologien und Utopien von Verwandtschaft in der populären Genealogie. In: *Zeitschrift für Volkskunde* Jahrgang 109 (2), 2013, Seite 161-180
- Twellmann, Marcus: Spätökonomik. Zum 'Haus' in Adalbert Stifters letzten Erzählungen. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 2009(83), Seite 597-618
- Weigel, Sigrid: Zur Dialektik von Geschlecht und Generation um 1800. Stifters 'Narrenburg' als Schauplatz von Umbrüchen im genealogischen Denken. In: *Generation. Zur Genealogie des Konzepts – Konzepte von Genealogie*. Hrsg. v. Sigrid Weigel, Ohad Parnes, Ulrike Vedder und Stefan Willer. München: Wilhelm Fink 2005, Seite 109-124
- Willer, Stefan: Familie/Genealogie. In: *Stifter-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Mit 25 Abbildungen*. Hrsg. v. Christian Begemann und Davide Giuriato. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag 2017, Seite 330-334
- Wunsch, Marianne: 'Der Kuß von Sentze'. In: *Stifter-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Mit 25 Abbildungen*. Hrsg. v. Christian Begemann und Davide Giuriato. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag 2017, Seite 143-147

## Anhang: Zusammenfassung

Diese Masterarbeit befasst sich mit zwei Aspekten, die in Zusammenhang mit den endogamen Eheschließungen in Adalbert Stifters Werken *Nachkommenschaften* (1864), *Der Kuß von Sentze* (1866), *Der fromme Spruch* (1869) und *Der Hagestolz* (1844) von besonderer Relevanz sind. Konkret wird gezeigt, dass die Wahl zugunsten dieser Form der ehelichen Vereinigung (i) anhand der jeweiligen Familiengeschichte motiviert wird und (ii) mit einem Prozess der Kultivierung einhergeht, der in einer Auflösung individueller Neigungen und Absichten im materiellen wie ideellen familiären Kollektiv seinen Endpunkt findet.

Im ersten Teil dieser Masterarbeit wird argumentiert, dass die Entscheidung über die Ehepartnerinnen prinzipiell auf dem Willen der Väter (oder einer stellvertretenden Vaterfigur aus der Elterngeneration) beruht und (wenigstens anfänglich) nicht die persönlichen Neigungen der Protagonisten selbst reflektiert. Hinsichtlich der endogamen Eheverbindungen herrschen in den hier diskutierten Werken Stifters zwei Muster vor: Realisierung, d.h. die Umsetzung einer Paarkonstellation, welche ihrer Form nach bereits in der Elterngeneration intendiert war, aber gescheitert ist; und Reproduktion, also die Wiederholung eines in der jeweiligen Familiengeschichte schon einmal vorzufindenden Eheschemas. Der Exkurs, der dieses erste Kapitel beschließt, führt die gesteigerte Einflusskraft der Väter auf die Kindergeneration auf die Absenz eines weiblichen Konterparts zurück und beleuchtet die Bedeutung der 'Leerstelle Mutter' darüber hinaus auch in anderen Erzählungen Stifters.

Der zweite Abschnitt behandelt die Genese der Protagonisten. Ausgehend von ihrer Dysfunktionalität auf innerfamiliärer wie gesellschaftlicher Ebene, stehen die Familien an einem Entscheidungspunkt in Bezug auf ihr Fortbestehen – wobei 'Fortbestand' hier primär strukturell aufzufassen ist, d.h. als materielles wie ideelles Kontinuum, das folgerichtig seinen Weg aus der Krise über bereits tradierte Formen sucht. Die Protagonisten werden im Zuge einer Art von Kultivierungsprozess in vorgefertigte Normen eingepasst bzw. diesen entsprechend gemacht. Dabei werden emotionale Aspekte dieser schleichenden Enthebung individueller Leidenschaften lediglich in der Oberfläche alltäglicher Dinge und/oder Verrichtungen greif- und ablesbar. Bestimmte Wissenschaften sollen als Hilfswissenschaft die Brücke zur Genealogie und damit zur Einsicht in die Notwendigkeit der endogamen Eheverbindung schlagen – mit der Konsequenz, dass das Individuum als solches zu einer bloßen Funktion bzw. einem bloßen Platz im familiären Ordnungsgefüge stilisiert wird, die es zu erfüllen bzw. den es zu besetzen hat. Der zweite Exkurs dieser Masterarbeit ist einer konzisen Untersuchung der Kultivierungsversuche der 'braunen Mädchen' aus Stifters *Kazensilber* (1853) und *Der Waldbrunnen* (1866) sowie deren Glückungs- bzw. Scheiternsbedingungen gewidmet.

Inwiefern sich das *sanfte Gesetz* (aus Stifters *Vorrede* zum Erzählband *Bunte Steine* (1853)) als handlungsanleitendes Prinzip für die Protagonisten verstehen lässt und welche Reflexe die dem *sanften Gesetz* inhärente Definition von Kunst vorzufinden sind, ist Gegenstand des dritten und letzten Kapitels dieser Masterarbeit. Es wird illustriert, dass das *sanfte Gesetz* in den vier hier primär diskutierten Erzählungen einerseits weniger als ethische Norm denn als normative Ethik in und für die Entwicklung der Protagonisten zu tragen kommt. Andererseits ebnet das Prinzip des 'Immergleichen' in der Kunst den Familien einen Ausweg aus ihrer misslichen Situation, stürzt jedoch zugleich die Kunst selbst in eine Krise.